

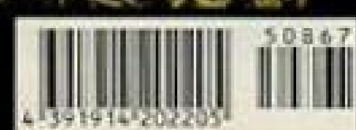
GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Emily

Band 867 ● 2.20 DM
Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Emily

John Sinclair Nr. 867

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 14.02.1995

Titelbild von Richard Newton

Sinclair Crew

Emily

Emily wurde wach und lächelte!

Ein Strahlen überzog ihr rundes Gesicht mit dem dunklen Wuschelhaar. Vor Freude ballte sie die Hände zu Fäusten. Es machte ihr auch nichts aus, daß die Fingernägel in die Handballen stachen.

Zuerst waren es nur Gedanken, aber dabei wollte sie es nicht belassen. Sie mußte diese Gedanken einfach aussprechen, um sich zu überzeugen.

»Ich habe getötet - getötet! Ich habe getötet!« rief sie mit ihrer kindlichen Stimme, obwohl sie eigentlich kein Kind mehr war. Sie hüpfte liegend in ihrem Bett auf und nieder. »Ich habe getötet. Ich habe es getötet! Es getötet. Schnipp… schnipp…« Sie lachte glucksend. »Ist das nicht wunderbar? Ist das nicht toll? Ich habe getötet, getötet, schnipp… schnipp… schnipp…« Sie spulte die Worte ab wie ein Automat.

Mitten im Satz brach Emily ab. Sie holte tief Luft und richtete sich auf. Etwas verwundert bewegte sie ihren Kopf, als wäre sie dabei, in eine völlig fremde Gegend zu schauen. Mit den gekrümmten Fingern rieb sie über die Augen. Ein trockener und zugleich bitterer Geschmack lag in ihrem Mund, aber das war nicht schlimm, das kannte sie.

Anderes war viel wichtiger.

Sie hatte es geschafft!

Das Monster lebte nicht mehr, der Mann lebte nicht. Erst war er ein Mann gewesen, dann ein Monster. Sie hatte sich genau vorgestellt, wie die Ratten kamen und über seinen Körper liefen. Er war jemand, der die Ratten so unwahrscheinlich liebte, aber nur, weil sie es gewollt hatte. Er war auch ein Monster, und er war häßlich, so widerlich häßlich, und auch das hatte sie gewollt.

Dann aber hatte sie ihn nicht mehr gewollt.

Nicht den Mann, nicht das Monster. Und sie hatte ihre Schere genommen.

Schnipp… schnipp… schnipp…

»Jetzt gibt es ihn nicht mehr, jetzt gibt es ihn nicht mehr«, sang Emily und fühlte sich so glücklich.

Daß die Wände ihres Zimmers sehr dick waren, störte sie auch nicht. Ihr war es zudem egal, wo sie wohnte, wichtig war nur, daß sie ihren Zielen und Träumen nachgehen konnte. Außerdem hatte sie nichts zu bemängeln. Nein, beschweren konnte man sich hier wirklich nicht. Alle waren mehr oder weniger freundlich zu ihr, von wenigen Menschen abgesehen, aber darum würde sie sich noch kümmern, ansonsten konnte sie sich nicht beschweren.

Emily schwang ihren Körper auf die linke Seite. Ihre Beine verließen das Bett, sie tauchten nach unten, und die Füße schoben sich zielsicher in die flachen Pantoffeln.

Es war Nacht. Die roten Leuchtdioden ihres Weckers waren in der Dunkelheit gut zu erkennen. Er diente als Orientierungshilfe.

Das Fenster sah sie natürlich auch. Es zeichnete sich gleich neben ihrem Schrank ab, in dem sie ihre persönlichen Dinge verstaut hatte. Einen Tisch und einen Stuhl besaß sie ebenfalls, und wenn sie sich waschen, duschen oder wenn sie zur Toilette wollte, dann brauchte sie nur die schmale Tür an der anderen Wand aufzustoßen. Da erreichte sie dann den Waschraum, den es hier im Haus nicht in jeder Wohnung gab. Sie gehörte deshalb schon zu den Privilegierten.

Schnipp… schnipp… schnipp…

Das hell klingende Geräusch der beiden zuschnappenden Scherenschenkel wollte ihr einfach nicht aus dem Kopf. Immer und immer wieder dachte sie daran, und sie erfreute sich auch an diesen Gedanken, als sie auf das Fenster zuging.

Zuvor hatte sie einen Blick auf die Uhr geworfen. Okay, Mitternacht war soeben vorbei, es war ein neuer Tag angebrochen, doch von einer stockdunklen Nacht konnte man nicht sprechen. Nicht bei diesen hellen, herrlichen Sommertagen im Juli. Da wurde es nie so richtig dunkel. Da waren die Nächte manchmal schöner als die Tage. Das Firmament war dann von einer herrlichen Weite, die Emily immer an einen riesigen Stausee erinnerte, der hineinreichte in die Unendlichkeit. Und jedesmal fragte sie sich, was wohl hinter der Grenze dieses Stausees lag.

Das mußte der Himmel sein.

Ja, der große Himmel mit seinen Engeln, mit der langen Leiter, mit den vielen Heiligen, zu denen sie hin und wieder betete, und die auf sie hinabschauten, aber auch weiter und tiefer sahen. Bis hinein in die allertiefste Erde, wo es keine Steine mehr gab, und wenn doch, dann waren sie glühend rot, weil das Feuer des Teufels sie anheizte, denn er lebte sehr tief unten, dieser Gehörnte mit dem Dreispitz, der all die Monster und die schwarzen Seelen in einen Topf steckte, groß wie der Stausee-Himmel, und sie dann kochte oder briet. Auf einem Spieß gesteckt, über Feuer, auf daß ihre Haut braun und dünn wurde und sie so lange schrieen, bis sie keine Stimme mehr hatten. So ging es in der Hölle zu.

Schnipp… schnipp… schnipp…

Wieder echote das klickende Geräusch der zuklappenden Schere durch ihren Kopf. Sie hatte das Monster geteilt. Erschaffen, es leben lassen und geteilt.

Wo es wohl war?

Emily hatte mal in einem Buch gelesen, daß nichts verlorenging. Wenn sie ein Stück Papier anzündete, löste sich dieses zwar in Rauch auf, aber es hatte eine andere Gestalt angenommen oder einen Zustand, was besser gedacht war. Verlorengegangen war es jedenfalls nicht. So mußte es auch mit dem Mann-Monster sein, dem Rattenmann.

Er war auch nicht verloren.

Der mit den Hörnern hatte ihn geholt. Er war so brutal gewesen, er hatte ihn sich geschnappt und wahrscheinlich an einen Spieß oder in einen Topf gesteckt.

Super!

Nichts anderes hatte er verdient!

Emily wollte nicht mehr daran denken, zumindest vorerst nicht. Etwas anderes war wichtiger. Sie wußte, daß sie in dieser Nacht Besuch bekommen würde. Ihr geheimnisvoller Freund hatte es ihr versprochen, und er war wirklich ein toller Typ. Sie hätte ihn selbst nicht besser erschaffen können, er war wie eine Gestalt aus einem ihrer Comics, dabei ein richtiger Held, den sie anfassen konnte.

Beide kannten sich inzwischen gut. Ja, man hätte meinen können, daß sie Freunde geworden waren.

Wenn sie darüber nachdachte, dann waren sie sogar Freunde geworden, und sie konnten sich aufeinander verlassen.

Aber wo blieb er?

Emily suchte verzweifelt den Himmel ab. Zumindest den Ausschnitt, den sie sehen konnte. Es war ihr leider nicht möglich, das Fenster zu öffnen, weil es keinen Griff hatte. Darüber hatte sie sich schon einige Male beschwert, doch ihre Worte waren mit einem Schulterzucken abgetan worden.

Ihrem Freund war es egal. Ob Fenster oder Wand, er würde es immer wieder schaffen, zu ihr zu kommen. Für ihren Freund gab es keine Hindernisse, er war eben was Besonderes, und sie glaubte fest daran, daß er kein Mensch war.

Das mußte einer der Heiligen sein, die hinter dem Himmel-Stausee lebten und darauf warteten, daß sie durch die Rufe irgendwelcher Leute auf die Erde geholt wurden.

Er würde kommen, das stand für sie fest. Ihre Verbindungen waren gut, er hatte bestimmt erfahren, was sie getan hatte, und sie wollte ihm mehr über die Schere erzählen.

Der Himmel war weit.

So herrlich weit, so dunkel, aber voller Sterne. Und jeder Stern war für Emily das Auge eines Engels, das auf sie niederschaute und sie bewachte.

Es war wie ein Wunder.

Nein, es war ein Wunder. Denn sie bezeichnete sich selbst ebenfalls als ein Wunder, weil sie in dieser herrlichen und wunderbaren Welt lebte, auch wenn sie sich nicht so bewegen konnte wie andere, aber das störte sie nicht, dafür hatte sie andere Bewegungsfreiheiten bekommen. Und was mit ihren Pflegeeltern geschehen war… nun ja, es war fast ein Versehen gewesen, so sah Emily es.

Die anderen eben nicht, aber das störte sie nicht. Sie verschwendete auch keinen Gedanken an die beiden, die überhaupt kein Verständnis für sie aufgebracht hatten.

Emily war zufrieden und wäre in dieser Nacht noch zufriedener gewesen, wenn ihr Freund sie besucht hätte. Er hatte auch einen Namen, das wußte sie, aber sie hatte ihn persönlich vergessen. Jedenfalls würde er ihr wieder einfallen, wenn sie ihn sah.

Der Name war aber auch nicht leicht zu merken, aber er war toll, sie liebte ihn.

»Freund«, murmelte sie und legte beide Hände gegen die Scheibe. »Lieber Freund, komm endlich! Komm bitte - komm her zu mir. Ich erwarte dich. Ich habe Sehnsucht…«

Würde er kommen?

Bestimmt. Er hatte niemals sein Versprechen gebrochen. Er war immer da, wenn sie ihn brauchte.

Verlassen konnte man sich auf ihn. Er war eben ein echter Freund, ein toller Partner, auch wenn er so ganz anders aussah als ein normaler Mensch.

Emily schaute gegen die Scheibe; Ein Stausee war der Himmel. Gewaltig und wunderbar. Er war einfach alles, er enthielt die irrsinnigen Geheimnisse. Er zeigte sich mal dunkel, mal hell, dann wieder wie eine große Leinwand und stets voller Wunder. Es war ihr Himmel, sie liebte ihn, sie wartete darauf, daß er sich öffnete und seinen Boten schickte.

Die Welt hinter der Scheibe wurde für Emily eine andere. Die blautintige Dunkelheit taute auf. Sie verschwand einfach und schuf einer anderen Umgebung Platz.

Emily lächelte, als sie den Garten in all seiner Farbenpracht sah. Es war so schön, viel schöner als der Himmel. Er war von der blühenden Sommerpracht zurückgedrängt worden, aber nicht wirklich.

Es kam Emily nur so vor, denn der Himmel zeigte ihre Erinnerung wie das Standbild aus einem Film.

An ihren anderen Freund dachte sie nicht mehr. Dazu war das Bild einfach zu schön. Diese herrliche Wiese, die Blumen, und sie sah auch jemand auf der Wiese.

Das war sie.

Ja, sie!

In ihrem Sommerkleid lief sie der Sonne entgegen, um einen Schmetterling zu erhaschen, der vor ihr mit torkelnden Flügelbewegungen durch die Luft flog, sich hin und wieder vom Wind tragen ließ, mal auf einer Blüte seinen Platz fand, aber schnell wieder startete, wenn das Mädchen zu nahe kam.

Sie konnte ihn nicht fangen. Es war unmöglich. Sie wollte den Schmetterling auch nicht töten, sie wollte ihn nur haben und…

Die Wiese verblaßte.

Nebel zogen auf, wurden zu Schatten.

Auch der Schmetterling war nicht mehr da. Nur Emily sah sich allein auf der Wiese stehen. Sie war verunsichert. Sie schaute zurück zum Haus, aber da war der Nebel so dicht, daß sie die Mauern nicht sehen konnte. Hinzu kam der Wind. Er wehte gegen ihren Körper, er ließ ihr Kleid flattern, und Furcht überkam sie.

Sie wollte wieder zurück.

Die Füße schleiften durch das Gras, sie knickten ihr weg. Emily hörte, wie eine schrille böse Stimme ihren Namen schrie. Wütend zuckte sie zusammen. Sie mochte die Stimme nicht, auch wenn sie ihrer Mutter gehörte. Die Mutter und der Vater hatten kein Verständnis für sie. Immer wieder lachten sie ihr Kind aus, wenn es

ihnen von ihrer Welt berichtete, von den Guten und Bösen, von den Engeln und Teufeln und den ganz gefährlichen. Es gab die Welt, Emily wußte es. Oft genug hatte sie ihre Stifte genommen und Szenen gemalt.

Ja, es gab sie.

Die Rufe ihrer Mutter klangen schriller, wütender. Sie wollte die Tochter an die Kandare nehmen.

Emily sollte gehorchen, das war einfach ihre Pflicht.

Aber nicht jetzt!

Das Nein sprach sie nicht aus. Es schrillte in ihrem Gehirn. Es war wie der Anschlag einer bösen Klingel, und Emily spürte gleichzeitig die Wut. Sie wollte nicht. Immer wieder versuchte die Mutter, ihr die Welt wegzunehmen.

»Nein!« schrie sie.

Ihre Stimme verhallte. Der Dunst hatte sie geschluckt. Die Mutter hatte sie nicht hören wollen oder können. So war es immer. Sie stellte sich gegen sie. Emily kam damit nicht zurecht und…

Schnipp… schnipp…

Sie hörte das Geräusch.

Vergessen war die Mutter. Noch immer auf der Wiese stehend, drehte sie sich um.

Sie sah keinen.

Aber das Geräusch hatte sie genau gehört. Es hatte etwas zu bedeuten, das wußte sie. Es würde für sie wichtig werden, nur allein für sie, und sie freute sich schon jetzt darauf, wenn es ihr gelang, die Dinge zu sehen, die für das Geräusch verantwortlich wären.

Das Bild verschwand. Keine Wiesen mehr, keine Blumen, keine Sonne und keine tanzenden Insekten im Garten.

Die Wirklichkeit war da.

Sie zeigte ein anderes Bild. Tiefe Dunkelheit, der blaue Himmel, die Gestirne, und sie wartete noch immer auf ihren außergewöhnlichen Freund. Er hatte es versprochen. Er wollte, er würde auch kommen, und er sollte sich endlich zeigen.

Emily steckte voller Emotionen. Sie kam mit sich selbst dabei nicht zurecht. Es war alles so anders geworden. Die Enttäuschung hielt sie umklammert.

Sollte ihr Freund tatsächlich nicht kommen?

Sie wäre traurig, sehr traurig gewesen und schon der Verzweiflung nahe. Noch einmal schaute sie zum Himmel, wo die Sterne funkelten und ihr Grüße zu schicken schienen.

Bewegte sich da nicht etwas?

Es war kein Stern, es war etwas anderes. Wahrscheinlich ein Schatten, noch dunkler als der Himmel, aber trotzdem heller. So konnte er sich vor dem Hintergrund abmalen.

Emily war wahnsinnig gespannt. Er würde kommen, und sie konnte endlich mit ihm reden.

Er würde Verständnis haben, dieser herrliche, große Engel oder was immer er sein mochte. Er war so sicher, so anders, er gehörte zu den Personen, die sich nicht über sie stellten und…

Ihre Gedanken brachen ab, denn der Freund hatte blitzartig die Entfernung überwunden.

Jetzt schwebte er vor dem Fenster.

Emily hob die Hand und winkte.

Ihr Freund winkte zurück.

Emily nickte. Sie war beruhigt. Alles war gut. Ja, jetzt war alles wieder gut…

***

»Hinter wem oder hinter was laufen wir her, John?« fragte Suko. Er zog ein ebenso verzweifeltes Gesicht wie die neben ihm sitzende Shao, die ebenfalls mit ihrem Latein am Ende war.

Ich schaute beide an, weil ich ihnen in der Hotelhalle gegenübersaß. »Wir suchen ein Phantom.«

»Das allerdings einen Namen hat«, sagte Shao. »Emily.«

»Richtig.«

Suko trank Tee. Er wiederholte einige Male den Namen und fragte mich dann: »Weißt du, wie viele Emilys es auf dieser Welt gibt? Allein hier in Frankreich, in Paris? Du weißt es nicht. Ich weiß es auch nicht, und Shao ebenfalls nicht. Da suche ich lieber die berühmte Stecknadel im Heuhaufen als eine Emily.«

»Zumindest wissen wir, daß es sich um ein weibliches Wesen handelt.« Shao versuchte, uns Mut zu machen und sich selbst natürlich auch. »Und sie muß auch in Verbindung mit dem toten Absalom gestanden haben. Das ist auch wahr.«

»Ja, einem Toten.«

»Was willst du, John? Wir haben ihn sterben sehen, aber wir wissen auch, wie er als Mensch ausgesehen hat und daß er gewissermaßen die Schuld am Tod dreier Gangster trägt.«

Da hatte sie recht, und ich ließ meine Gedanken zurückspulen. Suko und Shao hatten in Paris Urlaub machen wollen. Sie waren Zeuge dessen geworden, wie ein Clochard einem Gangsterboß die Schuhe ableckte. Dieser Vorgang hatte die beiden nicht ruhen lassen. Sie hatten sich an die Verfolgung des Clochards gemacht und entdeckt, daß er sich auf dem Friedhof Père Lachaise mit seinen Freunden, den Ratten, getroffen hatte. Er beherrschte die Ratten, er schien ihr Boß zu sein. Und Ratten waren es dann auch gewesen, die noch in derselben Nacht die drei Gangster getötet hatten, von denen Absalom, so hieß der Mann, gedemütigt worden war.

Daß da einiges nicht stimmte, hatten Shao und Suko sofort gewußt. Über meinen Chef Sir James war ich informiert worden und von Neapel direkt nach Paris geflogen, um ebenfalls einzugreifen.

Viel hatten wir nicht tun können.

Es war uns zwar gelungen, den seltsamen Mann zu stellen, dabei hatten wir erlebt, wie er sich inmitten seiner Rattenfreunde, umgeben auch von blanken Gebeinen, in eine Art mutierte Riesenratte verwandelt hatte und plötzlich vernichtet worden war.

Und genau da begannen die eigentlichen Probleme. Sechs Augen hatten dabei zuschauen können, wie er gestorben war. Es hatte keinen sichtbaren Gegner für uns gegeben. Er war aus dem Unsichtbaren heraus regelrecht zerschnitten oder zerstückelt worden, und es war nichts, nicht mal ein Tropfen Blut, von ihm zurückgeblieben.

Wir hatten zugesehen, und wie auf einem Nebenschauplatz hatten sich die Ratten dabei noch zerfetzt.

Und ihr Anführer?

Den gab es nicht mehr. Der war verschwunden, aufgesaugt worden. Es hatte keinen Sinn, nach ihm zu suchen. Er war aus dem Kreislauf der Welt herausgefischt worden.

Aber er hatte es kurz vor diesem Vorgang noch geschafft, einige Worte zu sagen, und einen Namen hatte er besonders deutlich ausgesprochen.

Emily Dieser Name mußte etwas zu bedeuten haben. Es war unserer Ansicht nach die Person, um die sich das tatsächliche Geheimnis drehte.

Emily also!

Eine Frau, eine weibliche Person. Für uns noch ein Phantom, ein Schatten, nicht greifbar und auch alterlos. Oder war Emily eine Ratte, die nur auf einen menschlichen Namen hörte?

Es war alles möglich, aber wir kamen trotzdem nicht zurecht und hatten das getan, was wir eigentlich nicht hatten tun wollen. Es war uns nichts anderes übriggeblieben, als die französische Polizei einzuschalten und auf die Kollegen zu warten.

Urlaubszeit in Paris. Das schlug sich auch auf das Personal der Polizei nieder. Keiner meiner Bekannten war greifbar. Der eine befand sich in Urlaub, der andere hatte außerhalb zu tun, aber unsere Namen sagten gewissen Leuten schon etwas, und man hatte uns versprochen, den Kollegen Daladur vorbeizuschicken.

Noch war er nicht da, wir waren unter uns und natürlich auf den Neuen gespannt.

Volle Rückendeckung hatten wir bei Sir James und zudem Glück, daß in London oder unserer Heimat ebenfalls eine gewisse Sommerflaute herrschte, was dämonische Aktivitäten anging. Demnach würden wir zunächst hier in Paris bleiben. Ob sich das auch

fortsetzte, konnte keiner von uns sagen, möglicherweise führte die Spur auch nach England, denn der Name Emily war nicht eben ein französischer.

Wir hatten trotz allem recht gut geschlafen und erst am Morgen mit den Kollegen per Telefon gesprochen. Überhaupt hatten wir dabei den Eindruck gehabt, als würden sie diesen Fall nicht besonders ernst nehmen. Sie waren eben derartige Dinge nicht gewohnt, und in der Hitze des Sommers wollten sie schon gar nichts damit zu tun haben.

Im Hintergrund war ein kleines Büfett aufgebaut worden. Shao und Suko wollten etwas essen, ich hatte gut genug gefrühstückt und verspürte noch keinen Hunger. Außerdem hatte mir Emily schon jetzt den Appetit verdorben.

Wer wußte mehr darüber?

Die Kollegen hier aus Paris?

Ich hatte meine gesunden Zweifel, wollte aber nicht voreingenommen sein, als der Mann an meinen Tisch trat und sich leicht räusperte.

»Kollege Sinclair…?« fragte er.

Ich schaute und stand auf. »Ja, das bin ich.«

»Inspektor Daladur.«

»Ah - endlich!«

Er winkte ab, schnaufte und ließ sich auf einen der beiden gepolsterten Stühle sinken. Daladur sah aus wie ein Mann, der keine Lust hatte. Er trug einen braunen Knitteranzug, ein leicht angeschmutztes Hemd, bei dem die Kragenenden in die Höhe standen. Zu den Jüngsten zählte er auch nicht mehr. Das Haar war grau, schütter, und der Kopf sah aus wie ein übergroßer Apfel, der zu lange auf dem Boden gelegen und deshalb seine Glätte verloren hatte. Er stöhnte zweimal. »Hier ist es angenehm, wunderbar kühl. Draußen erstickt man. Viele sind auch schon aus der Stadt geflohen, haben recht daran getan.«

»Und Sie halten die Stellung, nicht?«

»Nein, auch nicht.«

Ich begriff ihn nicht so recht. »Soll das heißen, daß Sie Ihren Urlaub unterbrochen haben?«

Daladur schüttelte den Kopf. Ich erhielt noch keine Antwort. Zuvor holte er eine schon fertig gestopfte Pfeife aus der Jackentasche, riß ein Streichholz an und hielt es gegen den Tabak. Er nebelte uns ein, dann streckte er die Beine aus. »Ich habe auch nicht meinen Urlaub unterbrochen, man hat mich einfach zurückgeholt. Ich bin eigentlich seit zwei Wochen pensioniert, aber es gibt Kollegen, die mich trotzdem noch gern sehen.« Er kicherte, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen. »Kann ich auch nicht begreifen. Es ist nun mal so, und Sie müssen sich damit abfinden.«

»Wie schön«, sagte ich.
»Ob es schön wird, werden wir sehen.« Er schaute sich um. »Ich habe gehört, daß Sie zu dritt sind. Aber sie sitzen hier allein. Wo stecken die anderen beiden? Oder hat man mich falsch informiert?«
»Nein, nein, das hat man wohl nicht. Sie sind hier schon richtig.« Ich deutete auf das kalte Büfett, wo sich Shao und Suko soeben lösten und mit gefüllten Tellern zurückkamen.
»Die beiden?« staunte der Inspektor.
»Ja.«
»Nun ja, wie Sie wollen.«
Er war höflich und erhob sich, als Shao an den Tisch kam. Sie und Suko stellten ihre Teller ab und erfuhren, bei wem es sich um den Mann im braunen Anzug handelte.
»So, dann sind wir ja komplett. Jetzt brauche ich nur noch etwas zu trinken.« Daladur winkte einem Kellner und gab die Bestellung auf. Kaffee und Wasser.
Suko und Shao aßen ihre Salate. Eine Mischung aus Grünzeug mit Shrimps, Lachs und einer hellen Soße. Erst als Daladur einen Schluck Kaffee getrunken hatte, kamen wir allmählich zur Sache, und er begann.
»Halten wir mal fest, daß es mit drei Morden begonnen hat. Soviel weiß ich.«
Ich schickte Suko einen Blick zu. Mein Freund verstand, unterbrach sein Essen und gab einen ersten Bericht, dem Daladur aufmerksam zuhörte. Später, als sich auch Shao und ich in das Gespräch mit einmischten, zog er schon ein ungläubiges Gesicht, denn er konnte die Tatsachen kaum glauben, die wir auf dem Friedhof erlebt hatten. Wir schilderten ihm Absaloms Tod, und der schüttelte einige Male den Kopf. Schließlich wollte er wissen, ob wir das nicht alles geträumt hatten.
»Nein, haben wir nicht.«
Er schaute uns an. Prüfend, nachdenklich. Dann lachte er leise. »Ich bin es gewöhnt, die Katze nicht im Sack zu kaufen. Deshalb habe ich mich auch zuvor erkundigt, mit wem ich es zu tun bekomme. Gehen Sie deshalb davon aus, daß ich über Sie, über Ihre Arbeit und auch über Fälle informiert bin, die Sie hier in Paris gelöst haben. Deshalb darf ich Sie eigentlich nicht als Spinner einstufen.«
»Darum möchten wir auch gebeten haben«, sagte Shao.
»Pardon, Madame, aber mir sind schon die wunderlichsten Typen über den Weg gelaufen in meiner doch recht langen Polizei-Karriere. Mich kann so leicht nichts mehr erschüttern. Deshalb hat man mich wohl für Sie zurückgeholt. Aber diese Sache hier…«, er schüttelte den Kopf und saugte heftig an seiner Pfeife, »haben Sie eine Erklärung dafür?«

»Nein.«
»Schön.« Er grinste. »Sie haben die Suppe demnach angerührt, und nun sollen wir Ihnen dabei helfen, sie auszulöffeln. Kann man das so sehen?«
»Auch nicht.«
»Dann klären Sie mich auf.«
Das tat Suko, nachdem er ein paar Shrimps zerbissen hatte. »Wir haben da eine Information erhalten, und es könnte sein, daß Sie uns da tatsächlich weiterhelfen könn…«
»Welche denn?«
Suko lächelte. »Das ist ganz einfach. Dieser Absalom wiederholte vor seinem Ableben einige Male den Namen Emily.«
Daladur trank Kaffee und Wasser. Er ließ sich nichts anmerken, ob er überrascht war oder nicht. Er runzelte die Stirn. Dann wiederholte er den Namen.
»Sagt er Ihnen etwas?« fragte ich.
»Im Moment nicht. Hört sich nicht eben sehr französisch an. Doch auf der anderen Seite«, er hob die Schultern, »Europa wächst immer mehr zusammen. Die Grenzen zerfließen, und viele Menschen bestehen nicht mehr darauf, daß ihre Kinder unbedingt Namen bekommen, die auch der Nationalität der Eltern entsprechen. So kann ein französisches Elternpaar sein Kind auch Emily nennen.«
»Das ist richtig.«
Daladur grinste uns an. »Ich weiß nicht, aber irgendwo sind Sie mir sympathisch, deshalb habe ich auch versucht, die angerösteten Rädchen in meinem Hirn wieder in Gang zu bringen.« Er drückte dabei den Zeigefinger gegen die Stirn und drehte ihn. »Dabei ist mir auch etwas in den Sinn gekommen, von dem ich sagen will oder muß, daß man genau richtig gehandelt hat, als man mich zu euch schickte. Ich bin tatsächlich der richtige Mann, wenn ich das so sagen darf.«
Wir wußten nicht, worauf er hinauswollte, erfuhren es aber sehr bald, denn Daladur versetzte uns mit einem einzigen Satz in Hochspannung. »Ich glaube zu wissen, um welche Emily es sich handelt.«
»Ach«, sagte Shao.
»Ja, um ein Mädchen. Fünfzehn oder sechzehn. Eine Erwachsene, ein Kind und eine Jugendliche zugleich. Das jedenfalls haben die Psychologen herausbekommen, bei denen sich Emily in Behandlung befand, bevor man sie in eine geschlossene Anstalt steckte.«
»Warum tat man das?«
Der Inspektor zog die Lippen in die Breite. »Doppelmord. Emily Craton ist eine zweifache Mörderin.«
»Und wen hat sie getötet?« fragte ich.
»Ihre Eltern«, erwiderte Daladur trocken.

Wir schluckten. Es hatte uns die Sprache verschlagen.

Der Kollege bemerkte unsere Überraschung. Er setzte mit den folgenden Worten noch das Sahnehäubchen darauf. »Sie tat es mit einer Gartenschere…«

Ich senkte den Blick, Suko räusperte sich, nur Shao war in der Lage, eine Frage zu stellen. »Beide Eltern?«

»Ja, Vater und Mutter.«

»Warum?«

Daladur hob die Schultern. »Das weiß ich nicht. Sie war schon ein seltsames Kind, das ist mir bekannt. Sie muß in einer Welt gelebt haben, die praktisch nur von ihr gesehen werden konnte. In dieser Welt, mehr in ihrem Innern, hat sie sich unwahrscheinlich wohl gefühlt. Sie war darin gefangen, sie ließ keine Störungen zu, und sie hat für ihr Leben gern gemalt, das ist mir bekannt. Ob diese Emily aber etwas mit dem Rattenfall zu tun hat, möchte ich mal dahingestellt sein lassen. Jedenfalls ist es das, was ich Ihnen über Emily sagen kann. Wenn Sie mehr wissen wollen, müssen Sie aufs Land fahren, wo die Klinik liegt. Da können Sie ja mit den Ärzten sprechen, die sich um Emily kümmern. Man hat sie nach dem Prozeß in diese Klinik eingeliefert.«

»Kennen Sie den Namen?« fragte Shao.

»Nein, aber das ist kein Problem.« Er stand auf. »Ich gehe mal telefonieren.«

Wir blieben zurück und wußten zunächst nicht, was wir noch denken sollten. Suko strich über sein Haar, als er fragte: »Ist das eine Spur, John? Ist es das, auf das wir gewartet haben?«

»Keine Ahnung.«

»Aber es ist ein Versuch wert«, sagte Shao. Sie schüttelte den Kopf. »Eine junge Doppelmörderin. Wer hätte gedacht, daß uns die Spur dorthin führen würde.«

»Noch ist nichts bewiesen«, schränkte ich ein.

»Was sagt denn dein Gefühl?«

Ich lächelte Shao an. »Du hast mich genau auf dem richtigen Fuß erwischt. Das Gefühl sagt mir, daß wir durchaus Chancen haben, den Fall über Emily lösen zu können.«

»Wobei ich mich frage«, mischte sich Suko ein, »was eine zweifache Mörderin mit Absalom zu tun hat.«

»Sie wird es dir möglicherweise sagen können.«

»Darauf bin ich schon jetzt gespannt.«

»Wir auch.« Shao hatte für ihren Partner mitgesprochen.

Der Inspektor kehrte zurück. Er hatte sich die Adresse aufgeschrieben und legte den Zettel auf den Tisch. »Die Klinik liegt an der Seine, aber etwas außerhalb von Paris, südöstlich. Eine ruhige Gegend, trotz des Flughafens Orly.«

Ich steckte den Zettel ein. »Das werden wir schon finden, denke ich.«

»Glaube ich Ihnen«, sagte der Kollege. »Es gibt da nur noch ein kleines Problem.«

»Welches denn?«

»So einfach kommen Sie nicht in das Haus hinein. Ich sollte Sie schon anmelden.«

»Wenn Sie so freundlich sein wollen.«

»Klar. Ich unterstütze gern Kollegen von der Insel. Das ist schon früher meine Spezialität gewesen.«

»Gut, daß Sie so denken.«

Daladur nickte. »Sie geben mir Bescheid, sollten Sie den Fall gelöst haben oder Hilfe brauchen.«

»Machen wir.«

»Hier ist meine Karte.« Er gab sie Shao. »Und noch etwas«, sagte er dann, diesmal an mich gewandt. »Wenn Sie so freundlich wären, meine Getränke auf Ihre Rechnung zu setzen…«

»Es wird mir ein Vergnügen sein.«

Schalk trat in seine Augen. »Das habe ich noch nie erlebt, daß jemand mit Vergnügen eine Rechnung übernimmt.«

»Man lernt eben nie aus«, sagte ich.

»Da haben Sie recht.«

Wenig später gingen wir. Und diesmal sahen wir wieder einen Silberstreifen am Horizont.

***

Er kam. Er schwebte heran. Er war für Emily ein Gott, ein Engel, ein Beschützer. Er war einfach all das, was sie sich in ihren Träumen immer vorgestellt und zurechtgebastelt hatte. Dabei mochte es Menschen geben, die sich vor ihm fürchteten, denn er sah wirklich mehr als ungewöhnlich aus. Er trug keine Schuhe, sondern dunkle Stiefel, deren Seiten mit Perlen besetzt waren. Hose und Jacke sahen aus wie poliertes Leder, sie waren dunkel und lagen so eng an wie ein Trikot. In der Mitte teilte dieses Kleidungsstück ein Gürtel, der mit verschiedenen Knöpfen bedeckt war. Sein Kopf war kaum zu sehen, weil er von einem dunklen Helm bedeckt wurde. Doch zum Gesicht hin war der Helm durchsichtig. Es war ein Sichtschutz wie beim Helm eines Motorradfahrers. Das Gesicht dahinter war kaum zu erkennen. Für das Mädchen aber war es das schönste der Welt, denn es gehörte ihrem großen Beschützer.

Auf dem Rücken wuchsen zwei Flügel. Sie waren kräftig und filigran zugleich, als hätte die Gestalt sie einem überdimensionalen Insekt weggenommen.

Diese Gestalt war etwas Besonderes, und sie strömte auch einen Hauch von Gefahr aus. Es mochte sicherlich Menschen geben, die sich

vor ihm fürchteten. Dazu gehörte Emily beileibe nicht. Für sie war er ein Held, einer, der in ihren Träumen und bei ihren Zeichnungen entstanden war und nun Gestalt angenommen hatte. Für Emily waren Träume damit zur Wahrheit geworden, zu einer Wahrheit, die sie beschützte.

Wie auch jetzt!

Sie lächelte freudig und wehmütig zugleich. Wehmütig deshalb, weil sie wußte, daß er sie verlassen würde, aber zunächst einmal war er da, und Emily trat einen Schritt vom Fenster zurück, um ihm zu zeigen, daß er einschweben sollte.

Es gab ja für ihn keine Hindernisse. Über Mauern und Grenzen konnte er nur lächeln, erst recht über Fenster, die angeblich nicht zu öffnen waren.

Dennoch schwebte er hinein.

Emily bemerkte es nicht. Er war plötzlich bei ihr, hatte den Kopf eingezogen, um nicht gegen die Decke zu stoßen, und glitt mit seinen Stiefeln langsam dem Boden entgegen. Kaum hatte er ihn berührt, als sich seine Flügel zusammenklappten, denn sie benötigte er jetzt nicht mehr.

Er nahm den Helm ab und legte ihn auf den kleinen Tisch. Emily schaute ihn an. Jede seiner Bewegungen war für das Mädchen wichtig, denn er war ihr einziger Freund.

Emily streckte ihm die Hände entgegen. »Willkommen bei mir, geliebter Zebulon…«

Er nickte und schaute sie an.

Vor ihm stand ein Mädchen mit einem Puppengesicht, ein Wuschelkopf mit braunen Haaren. Sie hatte eine kleine Nase, einen kleinen Mund, ein rundes Kinn und große, staunende Augen, die ebenso braun waren wie ihr Haar. Sie trug einen brombeerfarbenen Pullover, einfache Jeans und Tennisschuhe, denn sie hatte sich nicht ausgezogen, als sie ins Bett gegangen war.

War sie ein Kind? War sie eine Jugendliche? War sie schon erwachsen? Es konnte wohl keiner genau sagen. In ihr steckte von allem etwas, man konnte sie als Phänomen ansehen.

»Hast du auch geträumt?« fragte sie.

»Ja.«

»Von mir?«

Er nickte.

»Ich habe dich auch gesehen. Der Mond ist fast wieder voll. Ich wußte ja, daß die Zeit reif ist. Ich habe dich immer stärker erlebt. Ich konnte dich sehen, dich fühlen, obwohl du nicht bei mir gewesen bist. Und ich merkte, wie ich wieder malen mußte. Ich habe gemalt, es war einfach wunderbar.«

»Was hast du gezeichnet?«

»Och - weißt du…«, etwas verschämt drehte sie den Kopf zur Seite, »das ist so eine Sache. Eigentlich nichts Besonderes, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Ich möchte es trotzdem sehen.«

»Das geht nicht.«

»Und warum nicht?«

»Ich habe die Zeichnung nicht mehr. Ich habe sie zerschnitten.«

»Deine Figur?«

»Klar.«

»Warum?«

Emilys Gesicht verzog sich. »Sie sollte einfach nicht mehr leben, das ist es gewesen. Ich wollte es nicht. Ich mochte sie nicht. Ich habe sie fast gehaßt.«

»Aber sie war ein Stück von dir.«

Emily wechselte das Thema. »Willst du dich nicht setzen? Ich habe im Bad etwas Orange kalt gestellt. Es reicht für uns beide. Wir können dabei reden.«

»Ich habe keinen Durst.«

»Schade.«

»Wenn du möchtest, dann kannst du gern etwas trinken.«

Sie hob die Schultern. »Später vielleicht.« Dann ging sie zum Tisch und setzte sich dort nieder.

Ihr Freund hatte seinen Platz auf dem Bett gefunden. Von dort aus schaute er zu, wie das Mädchen sein Kinn auf die Hände stützte. Er schaute ihren Freund an. »Was machen wir jetzt?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Kannst du dich daran erinnern, daß du mir einmal versprochen hast, mich mitzunehmen?«

»Ja, das kann ich.«

»Wäre das heute nicht so eine Nacht?«

»Kann sein. Und wohin möchtest du?«

»Och - einfach nur weg.«

»Das ist aber wenig.«

»Ich bin eben bescheiden.« Sie verzog den Mund zu einem breiten Lächeln.

»Nun ja, das denke ich auch.« Er räusperte sich. »Du hast also wieder gemalt?«

»Ja.«

»Wen denn?«

»Einen Mann. Einen besonderen Mann. Einen Mann, der die Ratten sehr geliebt hat.«

»Warum denn Ratten?«

»Es fiel mir einfach so ein. Ist nichts Besonderes. Ich ließ den Mann durch Paris gehen, aber die Ratten waren immer in seiner Nähe.«

»Und dann hast du ihn einfach nicht mehr gewollt.«
»Er gehorchte mir nicht mehr. Da ist etwas dazwischen gekommen.«
»Was denn?«
»Ich weiß nicht, ob ich darüber sprechen soll, Zebulon.«
»Bin ich dein Freund oder nicht?«
»Das schon, aber…«
»Du solltest reden.«
»Lieber nicht.«
»Was spricht dagegen?«
»Es könnte unser Verhältnis stören. Du glaubst gar nicht, wie froh ich bin, dich getroffen zu haben. Ich habe dich bisher als einzigen so richtig gemocht.«
»Die anderen nicht?«
»Nie und nimmer.«
»Und auch nicht den Rattenmann?«
»Den schon, aber dann wurde alles anders.«
»Was hat er dir denn getan, daß du ihn auf einmal nicht mehr haben wolltest?«
»Er eigentlich nichts.«
»Dann gab es andere Dinge, über die du gestolpert bist, denke ich mal.«
Emily löste ihre Hände vom Kinn. Sie und die Arme legte sie flach auf den Tisch. »Sie haben mir wirklich nicht gefallen, Zebulon. Ich konnte auch nichts dagegen tun. Das kam alles über mich.«
»Was war denn der genaue Grund?«
»Erst waren es nur ein Mann und eine Frau. Später kam noch ein Mann hinzu, und sie waren Absalom dicht auf den Fersen. Ich hatte mich wirklich mit ihm angestrengt. Ich habe immer an die alte Bibel gedacht, als ich ihn herstellte. Ich wollte etwas Besonderes schaffen, was ich ja auch getan habe. Aber man wollte mir das Besondere wegnehmen, und das konnte ich nicht zulassen. Am liebsten hätte ich die drei anderen aus dem Weg geschafft, aber zu ihnen bekam ich keine Verbindung. Also mußte ich mich um Absalom kümmern.«
»Und er ist jetzt tot?«
»Ich freue mich darüber.«
Zebulon, ebenfalls eine Art Traumgestalt, spürte, daß sich zwischen ihm und dem Mädchen eine Wand aufbaute. Das Band der Sympathie, das die beiden bisher verbunden hatte, war an einigen Stellen angeschnitten worden, und es konnte leicht passieren, daß es riß. Das aber wollte Zebulon auf keinen Fall riskieren, denn er brauchte Emily, um hinter ihr Geheimnis zu gelangen. Es hatte auch etwas mit ihm zu tun, und er stand diesem Mädchen durchaus skeptisch gegenüber, auch wenn er das offen nicht zugab.
»Wenn du nicht willst, dann laß es. Aber einen Gefallen könntest du

mir noch tun.«

»Jeden, wenn du willst.«

Zebulon lachte. »Das glaube ich dir nicht so recht. Ist auch nicht schlimm. Mir geht es um die drei Personen, von denen du mir berichtet hast.«

»Die Absalom verfolgten?«

»Genau sie.«

»Was ist denn damit?«

»Könntest du sie mir beschreiben?«

Emily überlegte. Dann stöhnte sie. Am Tisch sitzend wirkte sie wie eine Erwachsene, die dem plötzlichen Streß nicht mehr gewachsen war. »Willst du das wirklich wissen?«

»Wenn du es nicht schaffst, dann laß es.«

»Doch, doch, ich werde es versuchen. Es ist nur so unwahrscheinlich schwer, verstehst du?«

»Alles klar.«

Sie saugte die Luft ein und deutete zum Fenster. »Das ist so, als würdest du verlangen, daß ich draußen einen bestimmten Baum beschreibe, obwohl es dunkel ist. Ich habe mich auf Absalom konzentriert, die anderen waren da mehr verschwommen.«

»Du hast sie nicht gesehen?«

Emily wiegte den Kopf. »Mehr wie Schatten.«

»Schade.«

Sie schaute zu, wie ihr Freund den Kopf senkte. Um alles in der Welt, das wollte sie nicht. Nein, Zebulon sollte nicht traurig sein, wenn er sie besuchte. Er sollte mit ihr sprechen, er sollte fröhlich sein, sie waren doch Freunde.

»So habe ich es doch nicht gemeint«, sagte sie quengelnd.

»Es ist schon gut«, erwiderte Zebulon. »Vielleicht habe ich nur zu laut gedacht.«

»Ich habe noch mal nachgedacht.«

Er winkte ab. »Laß es lieber.«

»Doch, ich habe gedacht. Ich habe wirklich geglaubt, dir helfen zu können.«

»Das wäre ja toll.«

Sie nickte. »Weißt du, da war die Frau, und da waren die beiden Männer. Aber ein Mann sah anders aus als der andere.«

Zebulon mußte lachen. »Das kann ich mir denken. Sonst wären es ja Zwillinge gewesen.«

»Stimmt, aber so habe ich das nicht gemeint, so nicht, das kannst du mir glauben.«

»Rede weiter, bitte.«

»Nun ja, ich dachte mir, daß es anders abgelaufen ist. Also, da war die Frau, und da war auch der eine Mann. Die hatten andere Gesichter

als die Leute hier.«
»Ach ja?«
Emily nickte heftig. Sie sprach weiter, aber sie flüsterte dabei. »Gesichter, wie sie Leute haben, die nicht in Europa wohnen, sondern weit, weit weg. Andere Augen, die schräg stehen. Manche sagen Schlitzaugen dazu, glaube ich.«
»Chinesen?«
»Stimmt.«
Zebulon gab keinen Kommentar ab. Aber seine Augen hatten sich verengt, das Gesicht war noch härter geworden, die Haut schien gestrafft zu sein. »Und der andere Mann?«
»Sah aus wie einer, der hier wohnt. In Europa, meine ich. Er war ziemlich groß, blond, glaube ich, aber ich habe nur gesehen, daß die drei zuschauten. Sie hatten Pistolen, doch sie schossen nicht. Es war alles so komisch.«
»Du hast dich also auf Absalom konzentriert?«
»Das habe ich.«
»Als es ihn nicht mehr gab, was passierte da mit den drei Zuschauern? Weißt du das?«
»Nein, weiß ich nicht. Sie sind bestimmt gegangen, glaube ich. Klar, die haben den Friedhof verlassen.«
»Und jetzt kannst du sie nicht mehr finden?«
»Nein. Ich will es auch nicht.«
»Das kann ich verstehen.«
Emily lehnte sich zurück und legte den Kopf schief, als sie ihren Freund anschaute. »Bist du jetzt nicht mehr sauer auf mich?«
»Überhaupt nicht.«
»Das finde ich toll.«
»Ich war auch nie sauer. Aber du weißt selbst, daß man unter Freunden keine Geheimnisse voreinander zu haben braucht.«
»Ja, das stimmt.«
»Siehst du.«
Sie lächelte plötzlich. Dann stand sie auf und setzte sich auf den Tisch. »Weißt du, was ich mir für morgen vorgenommen habe?«
»Nein.«
»Soll ich es dir sagen?«
»Gern.«
»Ich werde wieder malen.«
»Klasse. Weißt du denn schon, was du malen willst?«
Sie nickte heftig und schüttelte danach den Kopf. »Nein, noch nicht, aber wäre es nicht toll, wenn ich diese drei male, die ich auf dem Friedhof bei Absalom gesehen habe.«
Zebulon staunte, daß es schon übertrieben wirkte. Aber es fiel Emily nicht auf. »Und du meinst wirklich, daß du das schaffen kannst?«

Sie hob den rechten Arm und streckte drei Finger in die Höhe. »Ich schwöre es dir.«

»Da bin ich wirklich gespannt.«

»Ich verwahre das Bild und werde es dir zeigen, wenn du mich besuchst. Ist das gut?«

»Super!«

Emily hüpfte auf ihren großen Freund und Beschützer zu. Sie setzte sich neben ihm auf das Bett.

»So, und jetzt will ich von dir wissen, wie es draußen aussieht. Du weißt schon, in der Welt, die mich nicht mehr haben will.«

Zebulon schüttelte den Kopf. »Das stimmt nicht ganz, meine Kleine. Irgendwann wirst du dort wieder zurückkehren. Es dauert nur eben eine Weile.«

»Aber es ist so lange«, widersprach sie.

»Dafür besuche ich dich ja des öfteren.«

»Viel zu selten.«

»Daran kann ich nichts ändern. Das ist eben Schicksal. Wir müssen es beide hinnehmen.«

»Blöd ist das.«

»Nun ja, es wird irgendwann anders werden. Willst du noch immer wissen, was draußen passiert?«

»Und ob.«

»Dann hör zu.«

Zebulon berichtete ihr von neuen Filmen und von Ereignissen, die sie interessieren könnte. Er tat es mit seiner sanften und flüsternden Stimme, er war voll und ganz konzentriert, aber er dachte auch zweigleisig, und diese Gedanken fingen sein wahres Ich und seine wahre Gestalt auf, die in einem Bett lag, das in London stand.

Auch die Zeit des Erzählens ging vorbei. Zebulon erhob sich. Emily wollte ihn halten, er aber drückte sie sanft zurück. »Freu dich auf den morgigen oder heutigen Tag, und freue dich schon auf die nächste Nacht, denn da komme ich wieder.«

»Versprochen?«

»Nicht nur hoch, auch heilig.«

»Das ist gut.«

Es war wie immer. Er drehte sich um und ging auf das Fenster zu. Er schien zu schweben, denn er war nicht zu hören.

Vor der Scheibe drehte er sich um.

Emily winkte, er winkte ebenfalls.

Dann glitt er hindurch.

Ein Sprung, die Flügel schwangen auseinander, und Zebulon, die Traumgestalt, wurde zu einem Teil der Nacht, die bereits auf die Sommerdämmerung wartete.

Emily stand noch eine Weile am Fenster und schaute hinaus.

Irgendwann drehte sie sich um, ging zu Bett.

Dann schloß sie die Augen. Bald schon war sie eingeschlafen, doch die Erinnerung an eine bestimmte Tat ließ sich nicht verwischen, sie kehrte zurück.

Immer und immer wieder.

Nacht für Nacht…

***

Die Träume!

Nein, nicht die Träume, sondern nur ein Traum. Ein Ereignis, das immer wiederkehrte und an dem sie auch nichts ändern konnte, obwohl sie es wollte.

Sie sollte es nicht vergessen. Da mußte es jemand geben, der es für besser hielt, wenn sie es nicht vergaß. Emily wußte nicht, wer dieser Jemand war, obwohl sie darüber schon intensiv nachgedacht hatte. Sie war zu keinem Resultat gekommen, und das wiederum quälte sie. Es gab da eine Antwort, die aber wollte sie nicht akzeptieren, denn sie mochte dieses Wort einfach nicht.

Gewissen hieß es.

Komisch, so abgeschmeckt, nicht mehr zeitgemäß, wie sie schon oft gehört hatte.

Die Menschen hatten kein Gewissen mehr. Sie übergingen es, weil nur die Interessen zählten. Ob auf dem Balkan oder in Ruanda. Aber auch in China und in einigen arabischen Ländern existierte das Gewissen der Menschen nicht mehr. Sie hatten es abgegeben, sie dachten nur an sich selbst und an ihre Interessen.

Auch Emily hätte das Gewissen gern ausgeschaltet. Das war ihr leider nicht gelungen. Sie war wohl noch zu jung und auch nicht stark genug, um es auszuschalten.

Deshalb blieb es, und es kehrte besonders dann sehr stark zurück, wenn sie schlief. Das Gewissen bemächtigte sich dann ihres Unterbewußtseins. Es trieb die schreckliche Erinnerung des so einschneidend Erlebten in ihr hoch, es war wie ein permanenter Quälgeist, der sich nicht stoppen ließ, und deshalb hatte sie auch Furcht davor, sich schlafen zu legen.

Wie in dieser Nacht.

Sehr schnell war sie eingeschlafen. Ihre letzten Gedanken hatten dem großen Freund Zebulon gegolten, aber sie schwammen sehr schnell dahin und verblaßten.

Jetzt gab es nur noch das eine.

Der Schlaf übermannte sie.

Aus dem Dunkel einer unauslotbaren schwarzen Tiefe stiegen sie wieder hervor. Sie waren wie lange, bunte Nebelschleier. Schatten, die sich nicht anhalten ließen, die in ihr Blickfeld gerieten, um sich dort

wieder zu verändern.

Aus den Schatten entwickelten sich Bilder. Sie verloren ihre seichte Schwammigkeit, sie nahmen harte Konturen an, sie blieben auch nicht stehen, und sie vereinigten sich zu einem Film, bei dem das Unterbewußtsein der Produzent war.

Die Schlafende sah.

Da war ihre Mutter, das war ihr Vater!

Beide standen vor ihr. Die Gesichter waren verzerrt; die Wut spiegelte sich auf ihnen. Wut und Zorn auf die Person, die sie ihre Tochter nannten, die ihnen aber nicht gehorcht hatte und ihren eigenen Weg gegangen war.

Sie hatte Tiere getötet. Eine Katze und zwei kleine Hunde. Sie hatte sie zuvor gemalt und ihren Eltern erklärt, daß sie immer wieder töten würde.

Das wollten die beiden nicht. Sie hatten ihre Tochter geschlagen, auch an diesem Abend, wo Emily weinend in einer Ecke ihres Zimmers lag.

Die Eltern standen vor und auch über ihr. Dabei wirkten sie wie böse Riesen aus einem Märchenreich. Besonders ihre Mutter, deren Gesicht nur mehr eine Fratze war und die Wut nicht mehr zügeln konnte. Sie sprach davon, die eigene Tochter in ein Heim zu stecken, und diesmal würde sie ihre Drohung wahr machen.

Auch der Vater war damit einverstanden. Er nickte zu den Worten, denn er tat immer das, was seine Frau wollte. Noch nie hatte er widersprochen.

»Morgen! Morgen werden wir dich in ein Heim stecken!«

Emily glaubte der Mutter und sagte kein Wort zu ihrer Verteidigung, und sie wurde tatsächlich in ein Heim gesteckt.

Vier Wochen. Vier Wochen ohne Besuch!

Im Traum lief diese Zeit blitzartig ab. Eine Sinfonie aus grellbunten und schrecklichen Bildern, und jede einzelne Szene steigerte den Haß gegen ihre Eltern.

Erst nach einem Monat wurde Emily von ihren Eltern besucht. Sie fuhren aufs Land. Bei einem Essen sprachen sie miteinander. Die Mutter schlug vor, sie wieder aus dem Heim herauszuholen, und sie wartete auf Emilys Reaktion. Doch die hatte nur die Schultern gehoben. Es war ihr eigentlich egal, was die Eltern nicht begriffen.

Sie fuhren mit ihr nach Hause. Emily sah ihr Zimmer wieder, wo sie die nächste Nacht verbringen sollte Am anderen Morgen würde sie dann wieder zurückgebracht werden. Das aber schafften ihre Eltern nicht.

Mitten in der Nacht war Emily aufgestanden.

Von nun an wurde ihr Traum grell und grausam. Die Farben der Bilder schnitten in ihre Augen. Sie fühlte selbst im Schlaf den

ungeheuren Druck, sie stöhnte leise, sie mußte unter dem Alptraum leiden, aber sie mußte ihn auch bis zum Ende durchträumen.

Sie sah sich selbst, und sie sah auch, daß ihre Gestalt in ein grelles Licht getaucht war. So intensiv, daß sie nur die vorgestreckten Arme sehen konnte und natürlich ihre Hände. Die hatte sie in die Griffe einer Heckenschere geschoben.

Mit dieser Waffe war sie auf dem Weg zum Schlafzimmer der Eltern. Sie öffnete die Tür. Ihre Eltern schliefen. Emily ging auf das Bett der Mutter zu, die Schere trug sie vor sich her. Die beiden Schenkel bildeten ein weit geöffnetes Maul.

Neben dem Bett blieb sie stehen. Noch weiter öffnete sie die Schere. Ja, das war gut so. Ideal…

»Jetzt wirst du mich nicht mehr ärgern und hassen können, Mutter. Jetzt nicht mehr…«

Schnipp… schnipp… schnipp…

Das kalte und harte Geräusch schnitt grell durch ihre Träume. Es war wie immer, sie wurde plötzlich aus dem Schlaf und dem tiefen Alptraum hervorgerissen. Es war das reine Grauen gewesen, für Emily in der betreffenden Nacht jedoch ein Fest.

Ein Blutfest…

Sie schrie!

Sie erwachte!

Wie immer saß sie schweißgebadet in ihrem Bett und stand noch unter dem Eindruck des grauenvollen und immer wiederkehrenden Traums. Aber sie hatte es geschafft, und sie hatte eine schreckliche Drohung in die Tat umgesetzt.

Ein Anfang war gemacht worden…

***

Es gab noch jemand, der schweißnaß erwachte. Allerdings nicht in Paris oder Umgebung, sondern weiter entfernt, in London, der Millionenstadt an der Themse.

Es war ein junger Mann mit braunen Haaren und braunen Augen. Von Beruf Lektor in einem Verlag, ein harmloser Mensch, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte. Sein Name: Barry F. Bracht.

Er war überall beliebt wegen seiner Freundlichkeit und seines Humors. Zudem konnte er so herrlich lachen.

An diesem schwülen Morgen kündigte ein fernes Grollen ein Gewitter, also Abkühlung an. Endlich!

Bracht stand auf.

Hose und Jacke seines Schlafanzugs klebten auf der Haut. Er brauchte unbedingt eine Dusche, dabei würde er auch seine Gedanken unter Kontrolle bekommen. Bracht mußte einfach nachdenken, denn in der vergangenen Nacht hatte es ihn wieder erwischt. Da war er

wieder zu einem anderen geworden und hatte die menschliche Gestalt des Barry F. Bracht verlassen. Er war zu seinem zweiten Ich geworden, zu einer Traumfigur namens Zebulon, und er hatte in dieser Gestalt wieder einmal das Mädchen besucht.

Emily hieß sie.

Er wußte nicht einmal genau, wo sie lebte. In Frankreich schon, aber er kannte den genauen Ort nicht. Er hatte nur immer wieder ihre Strömungen gespürt, die ihn erreichten wie sensible Schwingungen, und er hatte auch als Zebulon mit ihr gesprochen.

Es war wieder ein großes, ein ungewöhnliches Erlebnis gewesen, und als Barry F. Bracht hatte er es in seinem Hirn gespeichert. Während er sich duschte, dachte er über das Erlebnis nach. Er holte es Stück für Stück zurück, und er erinnert sich noch an die Worte, die zwischen ihm und Emily gewechselt worden waren.

Sie hatte wieder getötet. Sie hatte die Figur einfach verschwinden lassen, weil sie nicht wollte, daß sie weiterlebte. So einfach war das für sie gewesen, und Barry F. Bracht kriegte eine leichte Gänsehaut, als er darüber nachdachte.

Emily war gefährlich. Nicht nur für ihre Figuren, sondern auch für die Zeugen, die Absaloms Verschwinden mit hatten ansehen müssen. Zwei Männer und eine Frau.

Besondere Männer, eine besondere Frau…

Bracht war sich nicht hundertprozentig sicher, aber schon in seiner anderen Gestalt war ihm ein Gedanke gekommen, der ihn auch jetzt nicht loslassen wollte.

Barry F. Bracht glaubte, die drei Personen zu kennen, war sich aber nicht sicher und mußte sich Gewißheit verschaffen. Er stieg aus der Duschwanne. Wie traumverloren griff er nach dem langen, flauschigen Badetuch und hüllte sich darin ein. Der Stoff hatte die Wärme der Wohnung angenommen, was ihm auch nicht gefiel, aber er rieb sich trotzdem ab, mit den Gedanken noch immer in der vergangenen Nacht.

Lange hatte er von John Sinclair und seinen Freunden nichts mehr gehört. Zum letzten Mal nach einem gefährlichen Abenteuer in der Vampirwelt, die Dracula II aufgebaut hatte und die für ihn zu einem Feindbild geworden war.

Das war vergangen. Er mußte sich auf die Gegenwart konzentrieren und damit auf ein Telefon.

Noch in das Handtuch eingewickelt ging er in sein kleines Arbeitszimmer. Erst da schaute er auf die Uhr, um festzustellen, daß es für einen Anruf eigentlich noch zu früh war. Er würde John Sinclair nicht in seinem Büro antreffen.

Bracht versuchte es bei ihm privat.

Auch dort hob niemand ab.

Denselben Mißerfolg erzielte er in der Wohnung nebenan, bei Suko und dessen Partnerin.

Was tun?

Bracht zog sich an: die helle Hose, das rotschwarz gestreifte T-Shirt. Er kochte Kaffee und wärmte in der Mikrowelle einige tiefgefrorene Croissants auf. Die aß er lustlos und trocken, dazu trank er bitteren Kaffee und hing seinen Gedanken nach, die keinesfalls positiv waren und sich mit einer düsteren nahen Zukunft beschäftigten.

Nachdem er auch das letzte Hörnchen vertilgt und seine Lippen abgewischt hatte, stellte er das benutzte Geschirr in die kleine Küche, in der die Luft ebenfalls dumpf brütete, trank noch einen Schluck Saft und ärgerte sich darüber, daß er schon wieder schwitzte.

War jetzt Zeit für den Anruf?

Bracht schaute auf die Uhr. Ja, er konnte es riskieren. Das Büro mußte besetzt sein.

Und es war besetzt, denn eine gewisse Glenda Perkins meldete sich, eine Person, die Bracht kannte.

»Das ist aber eine Überraschung, Mr. Bracht. Damit habe ich am frühen Morgen wirklich nicht gerechnet.«

»Das kann ich mir denken.«

»Was darf ich denn für Sie tun?«

»Nun ja, es ist etwas kompliziert. Im Prinzip aber ganz einfach!« Barry F. redete manchmal etwas umständlich. »Mir geht es eigentlich darum, John Sinclair zu sprechen.«

»Das tut mir leid.«

Barry umfaßte den Hörer härter. Er hätte es sich denken können, daß John Sinclair nicht im Hause war, und er schickte das leise Stöhnen der Enttäuschung durch die Leitung an Glendas Ohr.

»Da kann man nichts machen.« Sie räusperte sich. »Ist es denn dringend?«

»Im Prinzip schon.«

»Kann ich ihm etwas bestellen?«

Bracht horchte auf. »Dann wissen Sie, wo Sie John erreichen können, Miß Perkins.«

»Möglicherweise. Er ist nicht im Land. Er ist…«

»In Frankreich?« warf Bracht als Frage ein.

»Donnerwetter, Mr. Bracht. Haben Sie das geraten?« fragte Glenda.

»Nein, nicht direkt.«

»Aber es stimmt.«

»Wo hält er sich denn auf?« Barry war noch immer überrascht. »Etwa in der Nähe von Paris?«

»Sogar in der Stadt.«

»Das ist interessant. Könnte ich ihn dort erreichen?«

»Ich gebe Ihnen die Nummer des Hotels, in dem die drei wohnen.«

»Shao und Suko sind auch mit von der Partie?«

»Richtig.«

Barry F. Bracht lächelte versonnen und auch irgendwo bestätigend. »Das ist natürlich nicht schlecht, finde ich.«

»Warum?«

»Es ist schwer, dies zu erklären. Wenn ich jetzt bitte die Nummer des Hotels haben könnte.«

»Gern, sofort.« Glenda gab sie ihm durch, und Bracht notierte sie auf einem Zettel.

Er bedankte sich noch einmal. Bevor Glenda nach dem Grund seines Anrufs fragen konnte, hatte er schon aufgelegt. Tief atmete er durch. Wieder stand der Schweiß auf seiner Stirn. Diesmal lag es nicht nur an der Hitze, er spürte auch seine innere Aufgeregtheit, denn die heiße Spur, im Traum beginnend, hatte er als Barry F. Bracht aufnehmen können. Er hätte den Stein ins Wasser geworfen und mußte nun zusehen, daß er auch die Wellen einfing.

Er rief im Interconti an.

Es war besetzt.

Auch in den nächsten Minuten schaffte er die Verbindung nicht. Als er schließlich durchkam, verband man ihn weiter, aber in Sinclairs Zimmer hob niemand ab.

Bracht war sauer.

Ausgerechnet jetzt, wo es darauf ankam, waren weder John noch Suko zu erreichen. Einige Male holte er Luft. Er zwang sich zur Ruhe, obgleich seine innere Unruhe überwog. Die Lippen hielt er fest zusammengepreßt, er räusperte sich die Kehle frei, durchmaß seine Wohnung mit langen Schritten und telefonierte schließlich mit dem Verlag, in dem er arbeitete, um zu erklären, daß er an diesem Tag später kommen würde.

Dann versuchte er es noch einmal in Paris.

Im Zimmer war John Sinclair nicht. »Ist er denn überhaupt noch in Ihrem Hotel?« fragte Bracht.

»Ich werde nachschauen lassen.«

»Das ist nett.«

Warten. Nervosität. Schweiß auf der Haut. Das Trommeln der Fingerspitzen auf der Unterlage. Er spürte Hitze und Kälte nicht. Durch seine Adern kroch dick gewordenes Blut, und dann, er hatte die Hoffnung schon beinahe aufgegeben, hörte er die Stimme der Frau.

»Sind Sie noch dran?«

»Sicher.«

»Er hat das Hotel leider verlassen. Vor wenigen Minuten. Ich… es tut mir leid…«

»Sie wissen nicht, wohin?«

»Nein, die Herrschaften geben uns doch keinen Bescheid. Soll ich ihm

denn eine Nachricht hinterlassen?«

Bracht überlegte einen Moment. »Lassen Sie das mal. Es ist besser, wenn ich mit ihm persönlich rede.«

»Wie sie wollen, Monsieur. Einen schönen Tag wünsche ich Ihnen noch.«

»Danke, gleichfalls.« Bracht legte auf und hätte sich selbst am liebsten neben den Hörer gelegt.

Was soll ich tun? überlegte er. Die Sachen packen und nach Paris fahren? Das hatte keinen Sinn.

Aber er vertraute Sinclair und ging einfach davon aus, daß es ihm, Suko und Shao gelungen war, die Spur dieser Emily aufzunehmen.

Sie würden das Mädchen finden. Sie würden wahrscheinlich auch die Nacht über bei ihm bleiben.

Und die Nacht war ebenfalls seine Zeit. Da wurde Barry F. Bracht zu Zebulon, da stiegen seine Träume wie Dampf in die Höhe und nahmen feste Gestalt an.

Er würde Sinclair und seine Freunde finden.

In der Nacht, als Zebulon.

Und hoffentlich nicht zu spät…

***

Claire klopfte nie, wenn sie das Zimmer betrat. Das ärgerte Emily immer, schließlich war sie kein kleines Kind mehr. Ein wenig Höflichkeit konnte man schon erwarten.

Auch heute war es so.

Claire wuchtete die Tür auf und blieb auf der. Schwelle stehen, als wäre sie ein weiblicher Offizier.

Mit ihrem scharfen Blick durchforschte sie den Raum, fand nichts, was ihr Mißfallen erregt hätte, und fragte mit scharfer Stimme: »Kommst du frühstücken?«

»Ja, Claire.«

Das hatte sie gesagt. Tatsächlich aber wäre sie gern auf diese Person zugesprungen und hätte ihr die Augen ausgekratzt, oder die Heckenschere genommen und mit ihr…

Schnipp… schnipp…

Die Geräusche wiederholten sich in ihrem Kopf und klangen wie ein helles Sirren. Für einen Moment kam sie sich vor, als hätte sie den Körper verlassen und stünde als Geist neben sich selbst, und auch Claire fiel auf, daß etwas nicht stimmte.

»Hast du was?«

»Nein.«

»Dann komm.«

Claire ließ sie nicht aus den Augen. Sie trat zur Seite, damit das Mädchen vorbeischreiten konnte.

Emily schnupperte. Claire hatte sich wieder mit dieser streng riechenden Seife gewaschen, deren Geruch nicht nur auf ihrer Haut lag, sondern den ganzen Tag über auch in ihren Kleidern hing.

Manchmal wurde sie gerochen, bevor man sie überhaupt sah.

Sie war eine hochgewachsene Frau mit schwarzen, kurzen Haaren, die fransig in die Stirn gekämmt waren. Ihr Gesicht war nicht schön. Es zeigte manchmal eine Härte, wie sie Männern zu eigen war.

Und die Pickel mit den winzigen Härchen darauf, wirkten abstoßend. Claire hatte einen schmalen Mund mit ebenfalls schmalen Lippen, blaß und farblos wie auch ihre Augen.

Sie trug immer ein Kostüm. Oder Jacke und Rock. Selbst bei großer Hitze legte sie die Kleidung nicht ab. An den schmalen Rockgürtel hatte sie den Piepser geklemmt, über den sie immer erreichbar war. Emily mußte vor ihr hergehen, sie wurde von der Wächterin nicht aus den Augen gelassen.

Manchmal hatte Emily den Eindruck, als wäre Claire nur für sie abgestellt worden.

Claire war für sie eine Maschine. Es fehlte nur das Loch oder der Trichter in ihrem Kopf, wo die Befehle eingegeben werden konnten, dann war sie perfekt.

Natürlich gab es noch andere Insassen in dieser Klinik. Die aber lebten für sich, in einem anderen Trakt. Emily war von ihnen isoliert worden, und das fand sie auch als gut, denn mit »Verrückten« wollte sie nun mal nichts zu tun haben.

Sie frühstückte auch allein und durfte dafür in die Küche gehen, wo die dicke Mamsell, eine Frau mit rabenschwarzen Haaren, für Essen sorgte. Sie war immer freundlich, auch zu Emily, und das Mädchen hatte beschlossen, die Mamsell zu belohnen, wenn sie einmal dieses blöde Haus verlassen hatte. Sie nahm sich auch vor, ihrem Freund Zebulon davon zu berichten, aber der Mamsell würde sie nichts sagen.

Die dicke Frau war dabei, Geschirr in die Maschine zu stellen. Als Emily eintrat und einen guten Morgen wünschte, drehte sich die Mamsell um. »Ah, unsere Prinzessin ist da. Wie schön.«

Emily strahlte. Sie mochte es, wenn sie so angesprochen wurde. Claire paßte das weniger, was an ihrem verzogenen Gesichtsausdruck zu sehen war.

Emily holte ihr Geschirr. Die Tasse mit der warmen Milch, etwas Konfitüre, zwei Croissants.

Sie setzte sich an den kleinen Tisch und aß.

Claire war neben der Tür stehengeblieben und hatte sich so aufgebaut, daß sie ihren Schützling beobachten konnte. Sie kannte Emily gut, sie konnte aus ihrer Reaktion herauslesen, wie sie reagieren würde, wenn sie draußen war.

An diesem Tag sehr gut. Sie schien tief geschlafen zu haben, ihre

Augen waren hellwach und nicht mehr so verschleiert wie an anderen Tagen.

Sie sprach mit der Mamsell über ihre Zeit nach der Entlassung und versprach zum wiederholten Male, daß sie gern wiederkommen würde, um ab und zu zu frühstücken.

Die Mamsell erklärte, wie sehr sie sich darüber freuen würde, und das wiederum freute auch Emily.

»Iß etwas schneller, Emily, ich habe noch zu tun!« Claires scharfe Stimme unterbrach die Unterhaltung der beiden.

Damit war die Mamsell nicht einverstanden. »Lassen Sie das Mädchen doch in Ruhe essen, Claire. Es hat doch sonst nichts.«

»Mischen Sie sich da nicht ein.«

»Schon gut.« Mamsell wischte die Hände am Kittel ab. So war es immer, sie zählte zu den Verliererinnen, immer wieder. Dabei versuchte sie nur, etwas menschlich zu handeln und der einen oder anderen Gefangenen Erleichterung zu verschaffen.

Emily schaute hoch.

»Na, ein bißchen flott jetzt.«

»Ja, Claire.«

Sie hatte Hunger gehabt und aß auch noch die letzten Krümel des Hörnchens. »Danke für das Essen, Mamsell!« rief sie und stand auf.

»Keine Ursache. Bis morgen dann.«

»Klar doch.«

Claire stand wieder an der Tür. Aufrecht, eine harte Gouvernante, sehr streng und lauernd beobachtend.

Emily blieb vor ihr stehen. Die Hände auf dem Rücken verschränkt. »Was soll ich denn jetzt machen? Darf ich etwas im Park spazieren gehen? Erlaubst du das?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Du wirst erst deine Sachen waschen.«

»Ach so, ja.«

»Der Korb steht bereits in der Waschküche. Laß uns hinuntergehen. Danach kannst du dich dann beschäftigen. Draußen ist es sowieso zu warm. Erst am Abend soll es abkühlen.«

»Darf ich dann hinaus?«

»Mal schauen.«

In der Waschküche hatte es Emily noch nie gefallen. Der Raum war groß, immer feucht, hatte eine niedrige Decke, und das Wasser lief immer an den Wänden herab. Es gab noch die alten Tauchbecken und auch zwei museumsreife, durch Wasserkraft angetriebene Maschinen, aber die wurden nicht mehr benutzt. Emily konnte ihre Wäsche in die neue Maschine stopfen, und wieder blieb Claire bei ihr. Wiederholt beobachtete sie das auf einem Hocker sitzende Mädchen, was Emily

nicht verborgen blieb, und sie fragte plötzlich: »Warum siehst du mich so an?«

»Ich überlege.«

»Was denn?«

»Es liegt auf der Hand, daß ich über dich nachdenke.«

»Das lohnt sich nicht.«

»Tatsächlich nicht?« höhnte Claire. »Ich frage mich, was in einer Person vorgeht, die ihre Eltern mit einer Gartenschere getötet hat. Das frage ich mich immer wieder.«

»Ich weiß es nicht, aber Doktor Prudomme wird es bestimmt wissen. Fragen Sie den.«

»Vielleicht…«

»Der kann Ihnen mehr sagen.«

»Das überlasse mal ihm.« Claire schlug die Beine übereinander und beobachtete eine Spinne, die über den Boden kroch und sich ihr näherte. Als sie nahe genug herangekommen war, hob sie blitzschnell den Fuß und zertrat sie.

»Oh, warum hast du das getan?«

»Warum nicht?«

»Aber sie ist doch harmlos gewesen.«

»Waren das deine Eltern nicht?« höhnte Claire, die alles andere war, nur keine Psychologin.

Emily senkte den Kopf. »Das verstehst du nicht.«

»Dann erkläre es mir.«

»Nein, ich will nicht.«

»Kann ich mir denken.«

Emily hielt den Kopf auch weiterhin gesenkt. Wenn diese Claire so weitermacht, dann wollte sich Emily etwas einfallen lassen. So etwas konnte sie sich nicht gefallen lassen. Sie war schließlich kein Stück Dreck, aber Claire behandelte sie so. Sie sollte es nur nicht zu weit treiben, dann würde es Ärger geben.

»Wir gehen nach oben!« entschied die Frau.

»Aber die Wäsche…«

»Wäscht von allein. Man wird sie dir bringen. Ich habe einfach nicht so viel Zeit.«

»Verstehe.« Emily erhob sich. In den letzten Minuten hatte sie sich mit einer Frage beschäftigt, die sie auch jetzt stellte. »Wenn ich nach oben gehe und male, darf ich dich dann malen, Claire? Oder hast du etwas dagegen?«

»Du willst mich malen?«

»Ja.«

»Was ist der Grund?«

»Ich soll malen, hat mir der Doktor gesagt. Er hat dabei von einer Therapie gesprochen.« Nach diesen Worten lächelte sie, und Claire

gefiel dieser Ausdruck nicht. Das Lächeln war da, aber die Augen lächelten nicht mit. Sie hatten einen anderen Ausdruck bekommen. Ihr Blick schien Claire zu verhöhnen.

Die Frau wurde unsicher. Sie wußte im Moment nicht, wie sie sich dieser Person gegenüber verhalten sollte.

Emily sah so harmlos aus mit ihrem Lockenkopf, àber hinter dieser puppenhaften Fassade verbarg sich der Körper eines Teufels. Claire schaffte es einfach nicht, dem Blick standzuhalten. Schließlich senkte sie die Augen und nickte. »Ja«, stimmte sie zu, »du darfst mich malen.«

»Das ist toll.«

»Darf ich das Bild denn auch sehen?«

»Später, wenn es fertig ist, aber nur, wenn es mir super gefällt.«

»Ist mir gleich.«

Sie verließ die feuchte Unterwelt des Kellers. In den Nebenräumen wurde gebügelt. Da war die Luft so schwül, daß man sie hätte schneiden können. Sie gingen die Treppe hoch und erreichten den Mittelflur, der die beiden Trakte des Hauses trennte.

Claire führte die Patientin zu ihrem Zimmer. Sie schloß die Tür auf und ließ Emily eintreten. »Wo willst du essen?« fragte sie noch. »Hier im Zimmer?«

»Ja. Was gibt es denn?«

»Laß dich überraschen.« Claire schloß die Tür von außen und drehte zweimal den Schlüssel.

Eingesperrt - wieder einmal. Emily machte es nichts aus. Sie war es gewohnt, und sie ging zu ihrem Schrank, um die Malutensilien hervorzuholen.

Damit setzte sie sich an den Tisch und packte die Stifte aus.

Buntstifte. Verschiedene Farben, aber auch Kugelschreiber und farbige Filzstifte. Emily ging vor wie ein Beamter. Sie legte die Stifte akkurat nebeneinander, dann schwang sie das Deckblatt des Zeichenblocks zurück.

Fertig.

Sie konnte beginnen, malen, was ihr in den Sinn kam. Es war so einfach, aber sie zögerte, denn sie war sich nicht sicher, welche Grundfarbe sie wählen sollte. Vor ihr lag der Block mit dem weißen Papier. Da paßte eigentlich alles. Am besten jedoch schwarz. Jeden Stift hatte sie am letzten Abend noch angespitzt, das tat sie immer, denn sie haßte es, mit stumpfen Farbstiften zu zeichnen. Sie nahm ihn also, drehte ihn zwischen den Fingern, und auf ihrer Stirn malte sich eine tiefe Falte ab, Zeichnen eines angestrengten Überlegens.

Was sollte sie denn malen? Oder wen?

Bilder schossen ihr durch den Kopf. Erinnerungen an Zeichnungen. Sie hatte Menschen gemalt, Tiere, auch die Umgebung dieses Hauses

hier, den Garten, den Himmel und einige Autos. Motive gab es also in Hülle und Fülle, trotzdem kam sie nicht zurecht. Kein Bild, das vor ihren Augen herwischte, sagte ihr zu.

Die Bilder huschten weiter, es gab neue, sie gefielen ihr ebenfalls nicht, und die Gedanken blieben an dem hängen, was sie zuletzt gemalt hatte. An dem Rattenmann.

Ja, da mußte sie weitermachen. Sie hatte ihn gezeichnet, er war ihr nicht fremd gewesen. Früher einmal, als man sie noch nicht eingesperrt hatte, war er ihr einige Male begegnet, sie hatten sich unterhalten, das Mädchen und der Clochard.

Er hatte ihr dann von seinem Leben erzählt, und sie hatte von ihrem berichtet. Und er hatte bei Emily einen großen Eindruck hinterlassen. Da hatte sie ihn einfach zeichnen müssen.

Nun gab es ihn nicht mehr.

Sie mußte sich auf ein anderes Motiv konzentrieren. Es war nur seltsam, daß der Friedhof sie gedanklich nicht mehr losließ. Immer wieder flackerten die Bilder vor ihren Augen auf. Sie sah die hohen Bäume, die Wege, die Gräber, sie glaubte auch, den Hauch des Todes zu spüren, der über dem Gelände schwebte, aber nichts von dem wollte sie zeichnen. Es war ihr einfach nicht gut genug.

Es war ihr auch zu tot, sie brauchte andere Dinge. Lebewesen.

Ratten?

Nein, aber es kamen ihr die drei Zeugen in den Sinn. Auf einmal huschten die Bilder nicht mehr weiter. Ruckartig blieben die Fetzen der Erinnerung stehen.

Drei Menschen!

Zwei Männer und eine Frau!

Sie hatte sich nicht so stark auf sie konzentriert. Deshalb mußte sie die Gestalten erst aus ihrer Erinnerung hervorholen, was gar nicht einfach für sie war.

Tief grub sie im Schacht, sie wollte unbedingt herausfinden, wie die drei aussahen.

Zwei von ihnen sahen fremd aus. Sie waren Menschen aus einem anderen Erdteil.

Der andere aber…

Emily runzelte die Stirn. Die drei Leute hatten genau gesehen, was passiert war. Zeugen. Sie wollte sie nicht unbedingt haben, nein, das mußte nicht sein.

In ihrem Innern dachte sie an den Begriff der Gefahr. Es war durchaus möglich, daß diese Zeugen ihr gefährlich werden konnten, und sie spürte auch, daß die drei etwas Besonderes waren.

Als sensible Person spürte sie das überdeutlich. So reagierten nicht alle Menschen. Zwischen ihr und diesen drei Zeugen bestand ein besonderer Kontakt.

Die hatten etwas an sich, das Emily warnte. Und deshalb drückte sie den Stift noch nicht auf das Papier. Abwarten… lauern… noch weiter nachdenken.

Tat sich etwas?

Nein, nichts passierte. Obwohl sie ihren Blick auf die Tür gerichtet hielt, wurde diese nicht geöffnet.

Keiner betrat das Zimmer, man ließ sie allein.

Sie hätte auch Claire malen können, die aber wollte sie sich für später aufbewahren.

Emily senkte den Stift. Die Spitze berührte das Papier, ein erster Strich entstand. Er wurde von unten nach oben geführt, um dort in einem Bogen auszulaufen.

Weiter malte sie nicht.

Die Störung war da und hatte in ihrem Kopf eingeschlagen wie ein zuckender Blitz. Sie glaubte sogar, ein wütendes Kreischen oder Knistern in ihrem Schädel zu hören, was auch einem Irrtum entsprechen konnte. Aber es gab Dinge, die sie nicht übersehen sollte. Gerade hier nicht, wo es für sie immer enger wurde.

Was hatte sie gestört?

Emily dachte darüber nach, ohne jedoch eine Lösung finden zu können. Es war plötzlich alles verschwommen. Nebel durchstreiften ihren Kopf, aber hinter oder in den Nebelschleiern zeichneten sich genau die drei Gestalten ab, die sie malen wollte.

Das war nicht schlimm. Schließlich mußte sie sich erinnern. Andere Dinge kamen hinzu.

Eine bedrückende Furcht, und die meldete ihr etwas Schreckliches. Es war geschehen, es war passiert. In der Nähe, nicht weit von ihr weg, hielten sich die drei Personen auf.

Emily setzte sich steif hin.

Plötzlich schmerzte ihr Kopf vom Denken. Da bohrten sich scharfe Stiche hinein, die natürlich einen Grund hatten. Lange brauchte sie nicht nachzudenken, aber sie stöhnte auf. Der Stift rutschte ihr aus den Fingern. Für ein paar Sekunden preßte sie beide Hände vor ihr Gesicht. Emily wußte Bescheid.

Es gab keine andere Möglichkeit.

Die drei Personen waren gekommen. Sie waren hier. Sie befanden sich in ihrem Haus. Sie würden auch zu ihr kommen - irgendwann…

Emily bekam Angst!

***

Doktor Prudomme sah nicht so aus, wie man sich einen Arzt landläufig vorstellt oder ihn aus TV-Serien kennt. Er war weder schmuck noch gütig, er war auch nicht väterlich, weißhaarig und opahaft, nein, er war ein völlig normaler Mensch, ein Typ aus dem

Leben, und er hatte nichts Besonderes an sich, abgesehen von seinem weißen Kittel, den er aber nicht zugeknöpft hatte, so daß sein T-Shirt zu sehen war, das auf der Brust den bunten Aufdruck einer Ente zeigte. Möglicherweise wollte er damit dokumentieren, daß er die Welt nicht so ernst nahm und es seine Patienten auch nicht tun sollten.

Er hatte graue Struwwelhaare, ein längliches Gesicht mit einer ebenfalls langen Nase und einen traurigen Mund.

Dieser Gesichtsausdruck paßte wiederum nicht zu dem lustigen T-Shirt, aber das war uns egal. Wir wollten uns nicht mit ihm über eine Kleiderordnung unterhalten, sondern über eine Patientin namens Emily Craton. Wir saßen uns in der Sitzgruppe gegenüber, die gut hätte eine Aufpolsterung vertragen können, und wir hatten den Arzt bereits in unsere Probleme eingeweiht.

Er hatte uns zugehört, und wir warteten auf eine Reaktion seinerseits. Natürlich wußte er nicht alles.

So hatten wir ihm nicht davon berichtet, wie Absalom, der Rattenfreund, plötzlich vor unseren Augen verschwunden war, regelrecht zerschnitten, wir hatten ihm nur davon berichtet, daß ein Sterbender den Namen Emily Craton einige Male ausgesprochen hatte, und wir nun die Spur aufnehmen wollten.

Zudem hatte sich auch der Inspektor Daladur mit dem Arzt in Verbindung gesetzt und für uns gesprochen. Daladur selbst war nicht mitgekommen. Er hatte keine Lust verspürt.

Prudomme nickte. »Es geht also um das Mädchen, um Emily, die Mörderin ihrer Eltern. Sie hatte Vater und Mutter im Schlaf mit einer Heckenschere umgebracht. Was das bedeutet, brauche ich Ihnen ja nicht in allen Einzelheiten auszumalen.«

Nachdem wir den Schrecken überwunden hatten, lächelte Prudomme. »Man hat die damals Fünfzehnjährige nicht in eine normale Zelle gesperrt, man überließ sie uns. Und ich habe mich zwangsläufig mit diesem interessanten Fall beschäftigt.«

»Sie sagen selbst, daß er interessant war«, wiederholte Shao.

»Natürlich.«

»Wie interessant?«

»Wissen Sie, Madame, das ist nicht mit einem oder zwei Sätzen zu sagen. Da ist mehr hinzugekommen. Da ballt sich etwas zusammen, das müssen Sie mir glauben. Ich habe schon viele Patienten gehabt, aber diese Emily ist etwas Außergewöhnliches.«

»Inwiefern?«

Er nickte vor sich hin. »Jetzt ist sie sechzehn Jahre alt. Was ist sie dann, frage ich Sie? Ein Kind? Nein. Ein Teenager? Okay, das akzeptiere ich. Aber Emily ist auch kein Teenager. Sie ist auf der einen Seite, eine erwachsene Person, auf der anderen aber noch ein Kind

geblieben. In ihr befinden sich also zwei Seelen, zwei Zustände, und diese beiden unter einen Hut zu bekommen, ist mehr als schwierig. Wenn nicht sogar unmöglich. Emily ist ein Zwitter, die zwischen zwei Personen hin und herschwingt. Man kann sie nicht fassen, sie ist einmal so, dann wieder so. Immer wenn ich gedacht habe, ihr nähergekommen zu sein, ist sie mir wieder blitzschnell entglitten.«

»Was heißt das?« fragte Suko.

»Es ist schwer für mich, es zuzugeben, aber ich will ehrlich sein. Ich kam mit dieser Patientin nicht zurecht. Ich mußte zugeben, daß sie mir über war. Ich bin nicht an sie herangekommen. Sie tauchte mir immer weg. Wie ich es auch versuchte, welche Tricks ich auch anwandte, ich konnte den Panzer nicht durchbrechen. Der war dick wie das Eis am Pol. Sie hatte ihn um sich gelegt. Sie ließ keinen Menschen an sich heran. Da war sie stur.«

»Welches Motiv hatte sie denn für ihre Taten?« fragte Shao. »Haben Sie das herausfinden können?«

»Es war wohl Haß. Sie hat ihre Eltern unwahrscheinlich gehaßt. Sie kam mit ihnen nicht zurecht. Soviel mir bekannt ist, war sie ein sehr aufgewecktes Kind, das aber seinen eigenen Weg gehen wollte. Emily war sehr kreativ, sie sah gewisse Dinge anders als wir normalen Menschen, und ihre Eltern kamen nicht mit ihr zurecht. Sie hielten sie für eine Spinnerin, für aggressiv, für aufsässig…«

»Das sind viele Kinder«, sagte Shao. »Deshalb steckt man die Tochter doch nicht in ein Heim.«

»Da haben Sie recht. Aber Emily war eben doch anders. In ihrer Umgebung ereigneten sich Todesfälle. Es gab tote Katzen, tote Hunde, und sie hatte ihren Spaß daran.«

»Moment«, mischte ich mich ein. »Hat Emily diese Tiere denn auf dem Gewissen? Hat sie sie umgebracht?«

»Das ist die Frage. Ich habe versucht, dies herauszufinden.« Prudomme hob die Schultern. »Es ist mir nicht so recht gelungen, und ich sehe Emily auch nicht als eine direkte Mörderin an, sondern mehr als eine indirekte.«

»Das ist schwer nachzuvollziehen«, gab ich zu.

»Stimmt, es ist nicht einfach. Aber wir müssen uns damit abfinden, Monsieur Sinclair.«

»Sie umgibt also ein Geheimnis«, sagte Suko.

»Richtig.«

»Hat man denn herausgefunden, weshalb sie ihre Eltern tötete?«

»Das schon. Sie wollte nicht mehr zurück in dieses Heim. Es muß für sie die Hölle gewesen sein. Alles - nur kein Heim mehr. Aber ihre Eltern zeigten kein Pardon. Es war so beschlossen, und danach hatte sich ihre Tochter zu richten. Was damit angerichtet worden war, muß ich Ihnen ja nicht extra sagen.«

»Natürlich«, murmelte ich. »Darf ich fragen, was Sie mit Emily Craton vorhaben?«

»Ich werde sie beobachten. Ich habe ihr zudem einen Gefallen getan«, erklärte der Arzt und lächelte.

»Einen sehr großen Gefallen sogar. Ich habe sie in ein Zimmer gelegt, wo sie isoliert ist. Sie hat keinen Kontakt zu den anderen Patienten.«

»Und das war richtig?« wollte Suko wissen.

»In Emilys Fall schon. Sie ist einfach nicht der Typ, der mit anderen zusammen sein kann. Ich meine nicht einmal, daß sie mit ihnen das Zimmer teilt. Sie muß allein bleiben, und Sie werden es kaum nachvollziehen können, ich habe das Richtige getan. Ich will nicht sagen, daß sie glücklich ist, sie zeigte sich sehr zufrieden. Sie hat alles, was sie braucht, und sie ist auch mir gegenüber nicht aufsässig. Ich habe nicht erlebt, daß sie mir Haßgefühle entgegenbringt. Nein, wir unterhalten uns beinahe wie Vater und Tochter. Wir können über alles reden, und ich kann dabei ihre Reaktion studieren. Oft, zu oft für meinen Geschmack, handelt sie noch wie ein Kind, dann macht sie wieder den Sprung und ist plötzlich die Erwachsene.« Er breitete die Arme aus und streckte die Hände. »Aber dazwischen fehlt etwas. Sie hat eine Entwicklungsstufe übersprungen.«

»Ist sie begabt?« fragte Shao.

»Ja…« Ein Zögern. »Auf eine gewisse Art und Weise schon. Das kann man sagen.«

»Wie meinen Sie das, Doktor?«

»Ich würde es als einseitig ansehen.«

»Mathematisch oder…«

»Nein.« Prudomme lachte. »Auf keinen Fall. Sie ist eher künstlerisch begabt. Sie malt gut.«

Malen! Ich wußte nicht, weshalb ich so elektrisiert reagierte. Ein Mädchen, das malt. Das hörte man öfter, daß psychisch Kranke anfingen zu malen, was auch eine Therapie sein konnte. Malen heilt oft, malen tut der Seele gut, und ich hörte auch, wie Prudomme davon sprach, daß es kein Fehler wäre.

Dennoch war ich nicht eben glücklich, und ich konnte auch nicht sagen, weshalb.

»Was malt sie denn?« erkundigte sich Suko.

»Menschen zumeist.«

»Sie haben Bilder gesehen.«

»Natürlich.«

»Können Sie uns eines davon zeigen? Hat Emily ihnen ein Bild überlassen?«

Prudomme nickte. Er stand auf und ging zu seinem Schreibtisch, wo er eine breite Lade öffnete, hineingriff, aber den Inhalt noch nicht hervorholte. »Sie hat mir ein Bild geschenkt, das ihren Freund

darstellen soll. Ich hatte sie darauf angesprochen, daß sie doch sehr allein ist, das aber hat sie vehement abgestritten und mir erklärt, daß sie ihr Freund des öfteren besuchen kommt. Wenn sie dieses Bild sehen, werden Sie die Köpfe schütteln. So kann kein Freund aussehen, zumindest keiner, der lebt und existiert, denn er ist mehr so etwas wie eine Comicfigur, das Traumbild eines Menschen.«

Endlich holte er das Blatt hervor. Es war ziemlich groß, hatte etwa die doppelte Größe eines Zeichenblatts.

Er kam auf uns zu.

Noch konnten wir nicht viel erkennen. Jedenfalls war die Gestalt bunt gemalt worden. Sehr geschwungen, in der Bewegung, und mit einem Schwung holte der Doktor auch aus, bevor sich das Blatt auf den zwischen uns stehenden Tisch senkte. Er drückte noch mit den Handflächen dagegen und nickte uns zu. »Das ist er, der Freund.«

Von verschiedenen Seiten schauten wir auf die Zeichnung.

Zumindest Suko und ich wurden blaß.

Wir sahen den Mann, der so futuristisch wirkte, wir sahen seine Flügel, wir sahen seinen seltsamen Gürtel, den ungewöhnlichen Aufzug, auch den Helm mit dem Sichtvisier, und wir wußten Bescheid.

Das war er.

Das war Barry F. Bracht alias Zebulon, der Schattenkrieger!

***

Da wir stumm blieben, aber uns trotzdem durch einige unbewußte Reaktionen wohl verraten hatten, die dem Arzt auch aufgefallen waren, überwand er sich schließlich und sprach uns an. »Was ist los? Was haben Sie? Hat die Zeichnung Sie dermaßen beeindruckt?«

Das hatte sie in der Tat, doch wir wollten dies nicht zugeben. Suko und ich verständigten uns mit einem raschen Blick, und wir rissen uns beide zusammen.

»Das ist also Emilys Freund«, stellte ich fest.

»Ja.«

»Hat er denn auch einen Namen?«

Der Arzt lachte. »Einen sehr seltenen sogar, was gleichzeitig für die Patientin und deren Phantasie spricht. Sie hat ihn. Zebulon genannt. Ein biblischer Name, ein recht ungewöhnlicher. Aber was ist bei Emily schon normal?«

Wenn wir bisher noch Zweifel daran gehabt hatten, nun waren sie ausgeräumt worden. Diese gemalte Figur war Zebulon, der uns schon so manches Mal geholfen hatte.

Aber was hatte er mit dieser jungen Doppelmörderin zu tun? In welch einer Beziehung standen die beiden zueinander? Sie hatte ihn in seiner zweiten Gestalt gezeichnet. Wußte sie eigentlich, daß es noch

eine erste Gestalt von ihm gab? Daß er tatsächlich Barry F. Bracht hieß und als Lektor in einem Londoner Verlag arbeitete?

Es war uns nicht bekannt. Es spielte auch keine Rolle. Es zählte allein die Tatsache, daß beide sich kannten. Zebulon und die Doppelmörderin. Meine Güte, welch ein Verhältnis. Wie kam sie dazu, ausgerechnet den Schattenkrieger als ihren besten Freund anzusehen? Eine Traumfigur. Sie mußte einfach mit ihm kommuniziert haben, und ich fragte mich natürlich, wie sie ihn kennengelernt hatte? Wie war die Verbindung zustande gekommen? Hatte auch Emily eine Doppelexistenz?

Das war möglich.

Ich dachte an ihre Bluttat. Vielleicht war es gar nicht die echte Emily gewesen, die ihre Eltern umgebracht hatte, sondern nur ihre zweite Existenz?

Es wurde immer komplizierter, und ich bekam die Knoten aus meinen Gedankengängen nicht heraus. Da war einiges verkehrt gelaufen und nicht richtig einzuordnen.

Natürlich betrachtete der Arzt die Zeichnung mit anderen Augen als wir. Er kannte Bracht nicht, er wußte nichts von Zebulon. Für ihn war sie eine Phantasie-Figur, eine Gestalt aus einem Comic, den die Kranke irgendwann einmal gelesen hatte.

»Aber Sie sehen schon, daß dieses Mädchen sehr begabt ist. Sie würde als Zeichnerin sofort einen gutbezahlten Job bekommen, denke ich. Und das könnte später auch ihre Zukunft sein, wenn sie entlassen ist.«

»Wann wird sie denn entlassen?« fragte Shao.

»Da haben wir noch keinen genauen Zeitpunkt festgelegt«, erklärte der Arzt. »Wir ließen es offen. Das kann fünf Jahre dauern, aber auch zehn. Es kommt einzig und allein auf die Fortschritte an, die Emily macht.« Er hob die Zeichnung wieder an und ließ sie verschwinden.

Suko und ich waren nachdenklich geworden. Mein Freund gab Shao eine kurze Erklärung, während ich gedankenversunken aus dem Fenster schaute. Urplötzlich hatte der Fall eine völlig neue Dimension bekommen, und wir mußten zugeben, daß wir genau das Richtige getan hatten. Es war eine Sache, die uns etwas anging. Wir waren richtig, und wir würden möglicherweise über Zebulon an das Mädchen herankommen. Wichtig war zunächst einmal, daß wir sie kennenlernten.

Ich hatte während meiner Gedanken aus dem Fenster geschaut und in den Garten gesehen. Er hatte parkähnliche Ausmaße, wirkte aber nicht besonders gepflegt. Man ließ die Natur wachsen, sie breitete sich aus, man griff nur behutsam hinein, und das empfand ich als positiv. Wege durchzogen den Garten wie schmale Adern, aber immer wieder verschwanden sie im Schatten der hohen Bäume oder zwischen

dichtem Strauchwerk.
Ich drehte mich um. Das lächelnde Gesicht des Arztes schaute mich an. »Ich weiß genau, was Sie jetzt denken, Monsieur Sinclair.«
»Was denn?«
»Sie möchten Emily sehen.«
»Ja, das hatte ich vor. Ich spreche damit auch im Namen meiner Freunde.«
»Verstehe.«
»Können wir denn einfach hingehen?« erkundigte sich Shao.
Der Arzt zeigte ein Lächeln. »Keine Sorge, das können wir. Und sie werden überrascht sein, wenn sie Emily sehen. Vor Ihnen wird keine kleine Hexe stehen, keine dämonisches Etwas, wie auch immer man es nennen soll. Sie werden in das Gesicht eines Menschen schauen, der nicht genau weiß, ob er Kind oder Teenager ist. Ich denke schon, daß Ihnen Emily ganz offen begegnen wird.«
»Dann nichts wie hin.«
»Ja, gehen wir.«
Es war ein relativ weiter Weg, den wir zurückzulegen hatten, denn Emily war in einem anderen Trakt untergebracht worden. Wir lernten zumindest die Flure dieses Hauses kennen, und ich konnte nicht eben behaupten, daß sie mir gefielen.
Es lag auch an der sterilen Sauberkeit. Da war kein Stäubchen auf dem Boden zu sehen, auch die Fenster wirkten blank wie Spiegel, kein Wunder, hier wurde permanent unter Aufsicht geputzt. Es waren drei Patientinnen, die das übernommen hatten, die ihre Freude daran durch fröhliches Singen und Pfeifen zum Ausdruck brachten und dem Arzt, wenn sie ihn sahen, ein Lächeln schenkten.
Zwar gab es Frauen, die wachten, bei den Putzfrauen brauchten sie jedoch nicht einzugreifen. Sie wollten nur ab und zu Lob gespendet bekommen, was sie auch bekamen.
Dr. Prudomme lächelte, als er unsere Gesichter sah. »Auch das gehört seltsamerweise zu einer Therapie. Die Patientinnen fühlen sich tatsächlich glücklich.«
»Stimmt, wir merkten es.«
Der andere Trakt lag im alten Teil des Hauses. Hier waren die Flure enger, die Türen dicker, und hier hatte man die schweren, beinahe schon hoffnungslosen Fälle untergebracht. Hinter manchen Türen herrschte Unruhe. Wir widerstanden der Versuchung, durch die Gucklöcher zu schauen und konzentrierten uns auf Emily.
»Die haben wir in einem besonderen Zimmer untergebracht«, erklärte der Arzt.
»Ist es sehr schlimm?« flüsterte Shao.
Dr. Prudomme lachte. »Nein, Madame, auf keinen Fall. Eher das Gegenteil. Früher einmal wurde der Raum von meinem Assistenten

bewohnt. Es gibt darin sogar ein Bad. Nur kann sie das Fenster nicht öffnen. Wir wollen nicht, daß sie klammheimlich verschwindet.«

»Und sie fürchten nicht, daß sich die Patientin umbringt?« hakte Shao nach.

»Auf keinen Fall. Soviel ich herausgefunden habe, ist sie weder schwermütig noch depressiv. Wenn Sie mit ihr reden, werden Sie das Gefühl haben, vor einem gesunden Menschen zu stehen.«

»Wir sind gespannt.«

»Sollen Sie auch sein.« Prudomme hatte bereits einen flachen Schlüssel hervorgeholt. Wir standen vor einer weißlackierten Tür, die schon einen Stich ins Gelbe bekommen hatte. Der Arzt schloß die Tür auf, ließ uns noch nicht eintreten, sondern ging erst einmal allein in das Zimmer. Wir aber konnten hineinschauen und sahen die Patientin am Tisch sitzen und malen.

»Hi, Emily!«

Als sie die Stimme des Arztes hörte, drehte sie den Kopf. Ein Lächeln huschte über ihren Mund.

»Oh, Sie sind's, Doktor.«

»Wie du siehst.«

»Finde ich toll.«

Er trat an sie heran, strich über ihren Wuschelkopf und schaute zu uns. »Ich habe Besuch mitgebracht, Emily. Sehr nette Leute, die sich gern mit dir unterhalten wollen.«

Sie blickte zu Prudomme hoch. »Mit mir?«

»Ja.«

»Aber warum?«

»Das werden sie dir selbst sagen.«

Auf Prudommes Wink hin betraten wir den Raum. Ich als letzter, und ich schloß auch die Tür.

Emily schaute uns an. Die Stirn hatte sie gerunzelt, die Augen waren ein wenig schmaler geworden, und sie machte den Eindruck eines Menschen, der überlegte, ob er das, was er sah, nicht schon einmal gesehen hatte. Auf ihrem Stuhl blieb sie sitzen, nahm dabei jedoch eine Haltung ein, als wollte sie jeden Moment hochschnellen und verschwinden.

»Das sind meine Bekannten, Emily.«

»Ja, sehe ich.«

»Möchtest du, daß ich sie dir vorstelle?«

»Egal.«

Sie bekam die Namen gesagt. Ich ließ sie dabei nicht aus den Augen, doch sie reagierte äußerlich nicht, sondern blieb stumm. Dennoch ging ich davon aus, daß wir ihr so fremd nicht waren.

Ich suchte nach einer Möglichkeit, das Eis zwischen uns zu brechen und fragte sie: »Du malst gern?«

»Ja.«
»Was denn?«
»Ist doch egal.«
»Bitte, Emily«, mischte sich Prudomme ein. »Sei doch nicht so abweisend. Meine Bekannten interessieren sich für deine Bilder. Ich habe ihnen auch deinen von dir gemalten Freund gezeigt.«
»Ach - hast du?«
»Ja.«
»Er gefällt uns«, sagte ich, weil weder Shao noch Suko Anstalten trafen, mit dem Mädchen zu sprechen. Sie hielten sich zurück, sogar bewußt, was mich mißtrauisch werden ließ. Anscheinend gab es doch keinen Draht zwischen ihnen und Emily.
Sie hob die Schultern, beugte sich dann nach vorn und legte beide Arme auf ihre neueste Zeichnung, damit wir sie nicht sehen konnten. Sie kam mir vor wie jemand, der etwas zu verbergen hatte. Ich wollte sie auch nicht quälen, wunderte mich aber nur, daß Shao und Suko das Zimmer verließen und im Flur warteten.
Danach entspannte sich Emily wieder. Es hatte den Anschein gehabt, als hätten Suko und Shao sie gestört.
»Einen so tollen Freund wie du möchte ich auch mal haben«, nahm ich den Faden wieder auf.
»Heißt er wirklich Zebulon?«
»Ja.«
»Ist ungewöhnlich, der Name.«
»Aber toll.«
»Liebst du ungewöhnliche Namen?«
»Meiner ist es doch auch«, sagte sie.
»Klar, da hast du recht. Auch ich kenne Menschen mit ungewöhnlichen Namen.« Ich zählte einige auf, und vor dem letzten legte ich eine kleine Pause ein. »Absalom gehört noch dazu.«
Jetzt war ich gespannt auf ihre Reaktion, und Emily tat zunächst nichts. Sie saß einfach nur da, starrte auf ihre halbfertige Zeichnung und suchte nach den passenden Worten. »Wie kommst du gerade auf ihn?«
»Ich kannte mal einen Mann, der so hieß. Er lebt nicht mehr. Er hat in Paris gewohnt. Er kam gut mit Ratten aus, und er ist auf einem Friedhof gestorben, zwischen Ratten.«
Sie hob die Schultern.
»Du kennst ihn nicht zufällig.«
»Warum sollte ich?« Die Frage klang aggressiv.
»Nun ja, er hat, bevor er starb, ein paarmal den Namen Emily gesagt. Das hat er tatsächlich getan.«
»Meinte er mich?« Sie lachte etwas unmotiviert, als wollte sie die Szene entspannen. »Das glaube ich nicht, denn es gibt viele Emilys,

das kannst du dir denken.«

»Glaube ich auch.«

Sie konnte denken, das bewies ihre nächste Frage. »Glaubst du denn, daß er mich gemeint hat?«

»Weiß ich nicht.«

»Aber du bist gekommen, um mich das zu fragen.«

»Auch.«

»Warum noch?«

»Um mit dir über deinen tollen Freund zu reden. Kannst du dir vorstellen, daß auch ich ihn kenne?«

Emily überlegte. Sie schüttelte den Kopf, dann drehte sie sich auf dem Stuhl sitzend zur Seite.

»Du… du… kennst ihn?«

»Ich denke schon.« Aus dem Augenwinkel bemerkte ich, wie der Arzt die Augenbrauen anhob. Das Gespräch lief seiner Meinung nach in eine falsche Richtung, aber ich würde trotzdem am Ball bleiben. Es war nur wichtig, daß er sich nicht einmischte.

Jetzt wußte Emily nicht, was sie noch sagen sollte. Sie schaute zu Boden. Meine Worte hatten sie irritiert. Es konnte wohl nicht sein, daß noch jemand anderer ausgerechnet ihren Freund Zebulon kannte, der doch nur für sie reserviert war. Sie hatte ihn zuerst im Traum gesehen, dann war er zu ihr gekommen und hatte ihr seine Freundschaft angeboten. Nur ihr, nur ihr allein. So jedenfalls war es bis jetzt gewesen. Nun aber tauchte dieser Mann auf, den sie ja auch schon verschwommen »gesehen«, hatte und behauptete, ausgerechnet *ihren* Freund zu kennen. Entsprach es der Wahrheit?

War es Lüge?

Sie hob den Blick.

Ich hatte Emily bewußt in Ruhe gelassen, um ihr ein Nachdenken zu gewähren. »Ich glaube nicht, daß du Zebulon kennst. Er hat auch nichts von dir erzählt.«

»Hast du ihn danach gefragt?«

»Nein.«

»Eben.«

»Trotzdem.« Sie ballte eine Hand zur Faust. »Er gehört mir! Er gehört mir! Er gehört mir!« Sie schrie die Sätze, und sie schlug bei jedem mit der Faust auf den Tisch.

»Wir sollten jetzt aufhören«, sagte der Arzt. »Bringen Sie Emily nicht durcheinander.«

»Gleich. Ich möchte nur noch etwas erfahren.«

»Was denn…?«

Ich lächelte Prudomme beruhigend an. Auch Emily hatte sich wieder beruhigt. Trotzig starrte sie vor sich hin, die Hände hatte sie dabei in ihren Schoß gelegt. Sie bewegte ihre Lippen, aber wir hörten kein

einziges Wort.

Auch reagierte sie nicht, als ich näher an sie heranging. So nahe, daß ich einen Blick auf ihre halbfertige Zeichnung werfen konnte. Das Bild zeigte eine Frau. Das Gesicht, die Hälfte des Oberkörpers…

Mein Gott, das Gesicht!

Ich schluckte, wurde fahl und hoffte, daß Doktor Prudomme meine Reaktion nicht auffiel, so schaute ich noch mal auf die halbfertige Zeichnung.

Nein, es war kein Irrtum.

Das Bild zeigte Shao!

***

»Was ist los mit dir?« fragte Suko leise, als er hinter Shao den Raum verlassen hatte. Sie ging weiter und winkte ihm nur zu, ihr auf den Fersen zu bleiben. Beinahe am Ende des Flurs blieb sie stehen, und Suko sorge sich um seine Partnerin. Sie war schweißgebadet, der Atem ging heftig, und sie schüttelte den Kopf.

Er umfaßte sie. »Himmel, was hast du denn? Was ist geschehen?«

»Laß mich noch einen Moment in Ruhe.«

»Okay, wie du willst.«

Shao räusperte sich. Sie kam wieder zu Atem und tupfte sich den Schweiß von der Stirn ab. »Das habe ich höchst selten, aber dann in anderer Form. Beim Eintritt ist es über mich gekommen. Es hat mich regelrecht gepackt.«

»Was packte dich?«

»Eine Aura. Eine böse Kraft. Eine schon lebensgefährliche. Ich war wie vor den Kopf geschlagen.«

»Und? Kennst du den Grund?«

Shao hob die Schultern. »Den Grund kennen, Suko? Du hast gut reden. Es gibt ihn.«

»Emily.«

»Ja.«

Der Inspektor schwieg. Das hatte er sich beinahe gedacht. Natürlich, Emily. Wer sonst? Alles war normal gewesen, dann hatten sie das Zimmer betreten, und plötzlich war es über Shao gekommen.

Einfach so, ohne ein äußeres Ereignis.

Emily…

Sie hatte sich einigermaßen unter Kontrolle, auch wenn die Finger noch zitterten. »Suko, ich bemühe mich, darüber nachzudenken, aber es ist verdammt schwer, das kannst du mir glauben. Ich möchte zunächst die Antwort auf die Frage haben, warum es nur mir passiert ist und nicht auch euch? Was ist der Grund?«

»Ich kann ihn dir nicht nennen. Oder soll ich behaupten, daß du eine besondere Beziehung zu dem Mädchen hast?«

»Das hätte so aussehen können, aber so einfach ist es nicht. Emily war mir fremd. Ich habe sie heute zum erstenmal gesehen. Nicht anders als ihr auch. Es ist alles okay gewesen, bis ich das Zimmer betrat, in dem sie saß. Da hat es mich dann erwischt.«

»Wie?«

»Ich kriegte Herzrasen, Schweißausbrüche, ein Gefühl der Angst, die bei mir alles zusammenpreßte. Du kannst es dir kaum vorstellen, aber es war grauenhaft. Ich war nicht mehr die Person, die du kennst. Ich wollte nur noch raus - weg. Ich konnte es nicht mehr aushalten da drinnen. Ich wäre erstickt.«

»Aber jetzt geht es dir besser.«

»Natürlich.«

»Und warum?«

Sie lächelte kantig. »Das ist doch ganz einfach. Du hättest nicht danach zu fragen brauchen. Es liegt eben Distanz zwischen mir und der anderen.«

»Dann meinst du, daß es zurückkehren würde, wenn wir wieder in das Zimmer gehen.«

»So ist es.«

»Sollen wir einen Versuch starten?« Als Suko die Abwehrhaltung bei Shao sah, schlug er einen Kompromiß vor. »Natürlich nicht bis in den Raum hinein, sondern nur bis kurz davor. Bist du damit einverstanden?«

Shao überlegte noch. Der Ausdruck ihrer Augen gefiel Suko nicht. Er zeigte tatsächlich noch eine tiefe Furcht, etwas, das bei Shao nur selten vorkam, ausgerechnet bei ihr, wo sie mit der Kraft der Sonnengöttin Amaterasu gesegnet war.

»Was meinst du?«

»Wir können es versuchen.«

Suko lächelte zufrieden und nickte. »Okay, und denke immer daran, daß ich bei dir bin.«

»Klar doch.«

Suko nahm seine Partnerin bei der Hand. Er hoffte selbst, nicht zu zittern, denn er wollte Shao nicht noch nervöser machen. Hier kam es einzig und allein auf ihn an. Er mußte Stärke beweisen und sie aus diesem Loch herausführen.

Sie gingen nicht schnell. Die Zimmertür war auch nicht geschlossen, deshalb hörten sie auch die Stimmen.

John unterhielt sich mit Emily. Was da gesprochen wurde, verstanden sie nicht. Suko kümmerte sich auch nicht darum, denn Shao war für ihn wichtiger. Er ließ sie nicht aus den Augen.

Sie ging zwar an seiner Seite, aber sie schritt dahin wie jemand, der erst noch darüber nachdachte, ob er einen bestimmten Schritt gehen sollte oder nicht. Immer erst das kurze Zögern, dann der große Schritt

nach vorn.
Die Angst war nicht weg, sie nahm sogar noch zu, je näher sie dem Ziel kamen. Auf halber Strecke blieb Shao stehen und schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht, Suko, ich… ich kann nicht mehr.«
»Ist schon okay.«
Shao lehnte sich an die Wand. »Nein, das hast du nur so gesagt. Es ist nicht okay. Gar nichts ist okay. Schon gar nicht mit mir. Ich bin… ich bin völlig durcheinander. Ich weiß auch nicht, warum ich mich so fühlen muß, verflixt. Ich bekomme es nicht mehr auf die Reihe. Es tut mir schrecklich leid.«
»Sollen wir wieder zurückgehen?«
»Das wäre besser.«
»Okay, dann laß uns gehen.«
Shao schaute noch einmal gegen die nicht ganz geschlossene Zimmertür, dann wandte sie ihr den Rücken zu und eilte davon. An der alten Stelle kam sie zur Ruhe, aber nur, um die Stirn gegen die Wand zu drücken und um sich zu fragen, was da auf einmal geschehen war und was sie da überfallen hatte.
»Es war wie ein Überfall, Suko. Wie ein plötzlicher Angriff, der mich völlig unvorbereitet getroffen hat. Du kannst es dir bestimmt nicht vorstellen, aber ich habe dir nichts vorgespielt - ehrlich.«
Suko schlang die Arme um sie und zog sie zurück. »Es ist alles okay, Shao.«
»Hoffentlich«, flüsterte sie dicht vor seinem Gesicht. »Aber ich kann es nicht glauben. Es ist das Mädchen, Suko, diese Emily. Es liegt einzig und allein an ihr. Denk mal nach. Es kann keinen anderen Grund für mein Verhalten geben.«
»Das sehe ich auch so. Nur hat es keinen Sinn, den Kopf in den Sand zu stecken. Wir werden es erforschen müssen, und ich bin gespannt, was John zu deinem Verhalten sagen wird.«
»Was soll er schon sagen?«
»Keine Ahnung, aber er hat sich mit Emily unterhalten.«
»Das stimmt«, murmelte Shao. Sie zeigte auf das Gesicht, das auf intensives Nachdenken schließen ließ. »Du hast so recht, Suko, du hast in allem recht. Ich aber frage mich, warum es weder dich noch John erwischt hat. Warum nur mich?«
»Das weiß ich nicht.«
»Habe ich eine besondere Verbindung zu Emily? So wie sie eine Verbindung zu Zebulon festgestellt hat?«
»Meinst du?«
»Es ist alles möglich, aber ich weiß leider nicht, wie die Dinge zusammenhängen.«
»Das kriegen wir auch noch hin.«
Shao senkte den Kopf und hob die Schultern. So nachdenklich hatte

Suko seine Freundin nur selten erlebt…

***

Das war Shao! Das war Shao!

Es hallte durch mein Hirn wie das Echo zahlreicher Hammerschläge, und ich kam mir auch außen vor, als hätte mir jemand gegen den Kopf geschlagen. Für einen Moment verschwammen die Umrisse vor meinen Augen. Ich atmete schwer.

»Was haben Sie, Monsieur Sinclair?«

Die Stimme des Arztes holte mich wieder zurück in die rauhe Wirklichkeit. Ich hob den Kopf an und schaffte sogar ein Lächeln. »Nichts, ich war nur von der Zeichnung beeindruckt.«

»Ach so. Ja, sie hat wirklich Talent.« Zum Glück fragte der Arzt nicht weiter, er schaute sich die Zeichnung auch nicht an, sondern ging zum Fenster und blickte in den Garten.

Ich aber blieb bei Emily. Die Worte hatte ich schon gefunden, mit denen ich sie ansprechen wollte.

»Du hast Zebulon deinen Freund genannt. Ist das korrekt?«

Sie nickte heftig. Ihre Locken zitterten dabei.

»Malst oder zeichnest du nur Freunde?«

»Wieso?«

»Nun ja…« Ich deutete auf die neue Zeichnung. »Das Bild, das du angefangen hast zu malen. Eine Frau ist darauf zu erkennen. Eine… eine- Freundin…?«

»Das weiß ich nicht.«

»Das Gesicht ist fertig.«

»Sicher.«

»Du hast die Frau aber nie gesehen - oder?«

Ich ließ Emily nicht aus den Augen, um jede ihrer Reaktionen mitzubekommen. »Ich denke noch nach. Sie kam mir in den Sinn. Sie… sie war einfach da.«

»Wann?«

»Schon etwas länger.«

»Und dann wolltest du sie malen.«

»Ich habe angefangen.«

»Das stimmt, ist auch alles richtig, aber du hast nicht genau hingeschaut, wer mich noch begleitet hat.«

Pause. Dann: »Vielleicht…«

»Damit kann ich nichts anfangen.«

»Ihr seid zu dritt gewesen.«

»Gut beobachtet.«

»Zwei sind gegangen:«

»Exakt.« Ich wollte noch weitersprechen, aber sie wollte nicht mehr. »Nein, nein!« schrie Emily.

»Ich will nicht mehr. Ich will allein sein. Doktor - bitte…«

Prudomme drehte sich um. »So, Monsieur Sinclair, es reicht. Sie bringen mir die Patientin sonst noch in einen Zustand, den ich nicht verantworten kann.«

»Ist schon klar, Doktor, wir werden gehen.«

Auch Emily hatte die Worte gehört. Sie aber wollte mich nicht mehr sehen, drehte sich auf ihrem Stuhl und ließ mich demonstrativ auf ihren schmalen Rücken schauen. Sie würde mich bestimmt nicht als einen Freund in Erinnerung behalten.

Doktor Prudomme schloß leise die Tür. Dann schüttelte er den Kopf. »Was haben wir getan, daß Emily sich plötzlich so aufregte?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen.«

»Sie wollen es nicht.«

»Pardon, aber wir haben nichts getan. Meine beiden Freunde haben das Zimmer sogar verlassen.«

Dort stehen sie und warten auf uns. »Wir scheinen Emily allein durch unsere Anwesenheit überfordert zu haben.«

Dr. Prudomme wollte das nicht unterstreichen. »Nein, ich kann es nicht glauben. Es muß etwas mit ihrem Bild zu tun gehabt haben. Überhaupt mit ihren Bildern, auch mit dem, das ich Ihnen gezeigt habe. Sie haben Emily ja darauf angesprochen, Monsieur Sinclair. Erst dann zeigte sie sich so verändert.«

»Sie verarbeitet etwas. Oder sie versucht, gewisse Dinge zu verarbeiten.«

»Den Doppelmord, meinen Sie?«

»Auch.«

»Was noch?«

Ich wußte nicht, wie weit ich diesen Mann einweihen konnte. Ich tat es sehr vorsichtig. »Wenn wir mal bei der ersten Zeichnung bleiben, die Sie mir zeigten, so muß ich Ihnen eingestehen, daß ich diese Person kenne.«

Dr. Prudomme wußte nicht, ob er lachen oder es bleiben lassen sollte. Er bewegte nur die Mundwinkel zuckend. »Moment mal, Sie… Sie kennen diese Comic-Figur?«

»Das ist sie nicht.«

»Ach.«

»Der Mann existiert. Es gibt ihn. Und ich glaube auch, daß er sie schon besucht hat.«

»Nein, nein«, sagte er lachend. »So können wir nicht reden. Glauben Sie nicht, daß uns ein Besuch von seiner Seite her aufgefallen wäre?«

»Im Normalfall schon. Aber dieser Zebulon hat sie nicht wie ein normaler Gast besucht. Er kam auf seine spezielle Art und Weise. Wieso und warum, das kann ich Ihnen schlecht erklären. Aber ich möchte Sie bitten, uns zu vertrauen.«

Das Gegenteil von dem trat ein. Mißtrauen zeichnete sich auf dem Gesicht des Arztes ab. »Habe ich mein Vertrauen Ihnen gegenüber nicht bewiesen? War ich nicht offen genug?«

»Alles bestens, Doktor. Ich spreche auch von einem anderen Vertrauen. Bitte, ich möchte, daß Sie nichts dagegen haben, wenn wir die Nacht hier im Haus oder auch im Park verbringen.«

Er legte den Kopf schief. »Moment mal, Sie… Sie wollen nicht wieder fahren?«

»Wenn es geht, erst morgen früh.«

Er lachte etwas blechern. »Darf ich denn fragen, weshalb Sie hier in der Nähe bleiben wollen? Reicht Ihnen der Schutz nicht, den wir Emily geben? Wollen Sie das Mädchen unter Ihrer Kontrolle halten, was ich doch als übertrieben ansehe.«

»Nicht Emily direkt. Wir werden uns nicht in ihrem Haus aufhalten. Da brauchen Sie keine Sorge zu haben. Ich möchte nur in ihrer Nähe bleiben, meinetwegen auch im Park. Ist das okay?«

»Ich stimme nicht gern zu.«

»Aber Sie stimmen zu.«

»Bleibt mir etwas übrig?«

»Sie sind der Chef.«

Er grinste mich an. »Und Sie können froh sein, daß Sie mir sympathisch sind. Hinzu kommt, daß auch ich an ein Geheimnis des Mädchens glaube. Da steckt tief in ihr etwas, mit dem auch ich bisher nicht zurechtgekommen bin. Ich bin nicht so versessen darauf, es allein herauszufinden. Hilfe nehme ich gern an.«

»Dann darf ich mich bedanken.«

»Bitte, keine Ursache.«

Suko und Shao hatten sich nicht gerührt. Sie warteten darauf, daß ich zu ihnen kam.

Und als ich schließlich neben ihr stehenblieb, da sah ich, wie schlecht Shao aussah.

Ich wollte eine Frage stellen, doch Suko schüttelte den Kopf. »Nicht jetzt, laß uns nach draußen gehen…«

Ich war einverstanden.

***

Die Tür war wieder zugefallen. Wie das kleine Tor einer Gruft. Einfach so. Stille breitete sich aus.

Aber es war trotzdem keine Gruft, denn in einer Gruft hätte sich Emily nicht so wohl fühlen können wie in ihrem Zimmer, dem kleinen Reich, das ihr allein gehörte. Bis jetzt zumindest, aber dieser Besuch hatte diese wunderbare Ruhe doch empfindlich gestört. Sie kam damit überhaupt nicht mehr zurecht. Da war etwas geschehen, das sie gestört hatte. Es hatte ihr keine guten Gefühle gebracht, das Gegenteil

war eingetreten. Sie fühlte sich davon auf eine gewisse Art und Weise bedroht, und sie tastete mit beiden Händen über ihren Körper, weil sie den Eindruck hatte, daß sich etwas von innen in ihm ausbreitete, ähnlich wie kalter Schlamm.

Es ging ihr nicht gut.

Sie hockte auf ihrem Stuhl, stierte ins Leere und über das Blatt mit der angefangenen Zeichnung hinweg. Die Schwingungen waren schlecht. Dieser Mann, der schließlich mit ihr gesprochen hatte, der hatte etwas Besonderes an sich gehabt, das sie störte.

Sie war längst nicht mehr so ruhig und konzentriert, wie sie hätte sein müssen.

Sie war frustriert.

Ja, echt frustriert. Sie kam nicht mehr weiter, sie blieb frustriert, und die Frustration erzeugte Haß.

Dieser Haß aber war nicht gut, weil er letztendlich in noch etwas Schlimmeres hineinmündete, in die blanke Gewalt.

Gewalt bedeutete für sie Tod. Bedeutete Blut, Schmerzen, bedeutete auch Schreie.

Sie hatte lange nichts mehr direkt mit der Gewalt zu tun gehabt. Sie hatte sie nur steuern können, aber als Person war sie davon nicht betroffen gewesen.

Von nun an sah alles anders aus.

Sie griff nach irgendeinem Stift. Sie brauchte jetzt etwas, um sich abzureagieren. Ein Knurren drang aus ihrem in die Breite gezogenen Mund, als sie den Farbstift zerbrach. Es hörte sich an, als würden Knochen knacken, und sie stellte sich dabei vor, daß es die Knochen ihrer Feinde waren.

Beide Stifthälften schleuderte Emily quer durch das Zimmer. Dann erhob sie sich mit einem Ruck.

Viel größer wurde sie nicht. Emily war das, was allgemein als eine Sitzgröße bezeichnet wurde. Sie hatte einen sehr kurzen Oberkörper, aber auch kurze Beine. Deshalb wirkte sie immer etwas plump, aber auch puppenhaft.

Zu kurze Beine, zu kleine Füße, zu kurze Arme, alles war etwas zu dick, und sie erinnerte sich wieder daran, mit welchen Augen sie die anderen Heimkinder angeschaut hatten.

Zuerst staunend, als könnten sie nicht glauben, was sie da vor sich sahen. Dann aber hatten sie gelacht. So verdammt laut gelacht, und dieses Lachen hatte eigentlich nie aufgehört. Es war geblieben, all die Tage und auch die Nächte.

Ausgelacht worden war sie.

Sie hatte dies schlimmer empfunden als Schläge. Und sie wollte nicht mehr ausgelacht werden, nie mehr. Wer sie jetzt noch auslachte, der würde von ihr…

Schnipp… schnipp… schnipp…

Das hohe, sägende und schrille Geräusch schnitt durch ihren Schädel, und Emilys Gesicht verzog sich, als hätte sie auf Scherben gebissen. Sie war wütend, frustriert, der Haß würde automatisch kommen und sie überschwemmen.

Danach die Gewalt…

Plötzlich sehnte sie sich nach der Gewalt. Gewalt machte sie für den Augenblick frei, dann fühlte sie sich so ungemein stark, so herrlich und wunderbar.

Sie himmelte dieses Gefühl an, und sie wollte es unbedingt zurückhaben.

Mit hastigen Schritten rannte sie ins Bad, wo sie kaltes Wasser in das Becken fließen ließ. Emily schaute dem Strahl für einen Moment zu, bevor sie Wasser in ihre zusammengelegten Hände strömen ließ und es gegen ihr Gesicht schleuderte.

Die Abkühlung tat ihr gut.

Sie schaute hoch.

Im Spiegel sah sie ihr Gesicht.

Komisch, sie selbst fand sich nicht so häßlich. Sie fand sich sogar ausgesprochen nett. Besonders in diesem Moment, wo sich der Ausdruck in den Augen verändert hatte. Sie waren sehr glatt geworden, beinahe wie Spiegel, doch hinter diesen beiden Spiegeln lag etwas, mit dem sie persönlich nicht zurechtkam, das aber durchaus vorhanden war, und sie freute sich eigentlich, daß es dieses Etwas gab.

Vielleicht war es ihre zweite Gestalt, ihr anderes Ich, das ihr eine tolle Begabung übermittelt hatte.

Emily nickte sich zu.

Es war alles okay. Sie würde das Bad verlassen, sie würde sich wieder an den Tisch setzen und zum dunklen Stift greifen. Mit dem Finger wischte sie Wasserperlen aus dem Gesicht. Über der Stirn hatte auch das Haar Feuchtigkeit abbekommen und schimmerte naß.

Emily lächelte, als sie sich umdrehte. Tief atmete sie die Luft ein und fühlte sich wachsen.

Dann ging sie aus dem Bad.

In der offenen Tür blieb sie stehen, schaute durch ihr Zimmer. Es war von Schatten erfüllt. Oder bildete sie sich das nur ein? Emily wußte es nicht, sie konzentrierte sich auf den Tisch, wo das Blatt mit der begonnenen Zeichnung lag.

Ja, das war gut.

Sie nahm wieder auf ihrem Stuhl Platz. Mit der rechten Hand griff sie nach dem Malstift. Die Finger ertasteten ihn, ohne daß Emily hinzuschauen brauchte.

Es war gut.

Sie setzte den Stift dort ab, wo sie zuletzt aufgehört hatte. Es war der rechte Schulterbogen.

Dann zeichnete sie endlich weiter…

***

An einem Automaten hatten wir uns mit Getränken versorgt. Wasser in Dosen. Angeblich sollte das Zeug fit machen, wenn man der Werbung glaubte.

Für uns spielte es keine Rolle. Wir verließen die Klinik, der Portier hatte Bescheid bekommen und öffnete uns die sich ansonsten automatisch verschließende Tür.

Hinter den dicken Mauern der Klinik hatten wir ganz vergessen, wie warm es letztendlich war. Die Luft hatte an Schwüle gewonnen. Zwar schien die Sonne, aber sie stand nur mehr als fahler, gelblicher und verwaschener Fleck am Himmel. Wie ein Gesicht ohne Merkmale, so schaute sie auf die Erde herab.

Im Garten dampfte die Luft. Irgendwie unter dem dichten Geäst der Bäume war es immer feucht, und diese Feuchtigkeit stieg eben durch die Hitze in die Höhe, so daß sich dünne Schleier gebildet hatten.

Es gibt einige unangenehme Dinge, die unseren Job betrafen. Dazu zählte, daß wir auch bei größter Hitze ein Jackett tragen mußten, denn es war nicht eben die feine Art, offen mit einer Waffe herumzulaufen und andere Menschen zu erschrecken.

Auch heute trugen wir Jacketts, legten sie aber sofort ab, als wir unser Ziel erreicht hatten.

Es war eine Bank im Park, die einen sehr guten Standort aufwies. Sie hatte ihren Platz im Schatten gefunden, den das Laub und das Astwerk einer großen Platane gab. Der Untergrund war weich, etwas moosig. Insekten summten ihre Lieder, und die Farbe auf der Bank war an einigen Stellen ausgebleicht.

Vogelkacke entdeckten wir nicht, und so nahmen wir Platz, Shao zwischen uns, die sich noch immer nicht gefangen hatte und auch nicht hatte sprechen wollen.

Wir öffneten die Dosen. Das Zischen weckte bereits unsere Lebensgeister, denn wir alle kamen uns vor wie ausgedörrt. Da schmeckte sogar dieses »Aufbauwasser«.

Kalte Ströme rannen durch unsere Kehlen. Ich hätte die Dose am liebsten mit einem Schluck geleert, riß mich aber zusammen und stellte sie halbvoll neben meinen rechten Fuß.

Auch Shao trank nicht mehr. Sie rollte die Dose zwischen ihren Handflächen.

»Jetzt ist das Gefühl weg!« sagte sie.

»Welches Gefühl?«

»Sie wird es dir erklären, John.«

Suko fragte noch einmal. »Möchtest du es?«
»Ja.« Sie nickte. Dann ergriff sie Sukos Hand, als wollte sie sich dort einen besonderen Schutz holen. Sie begann mit allgemeinen Sätzen und sprach davon, daß es ihr unmöglich war, ihren Zustand zu begreifen. Sie kam mit ihm nicht mehr zurecht. Alles lief an ihr vorbei, und sie war sich vorgekommen wie eine Fremde im eigenen Körper.
Dann ging Shao die Sache konkret an. Dieses Angstgefühl stellte sie uns plastisch dar, das sie schon nach dem Eintritt in das Zimmer des Mädchens gespürt hatte. »Es muß an ihr gelegen haben, nur an ihr, denn als ich mich von ihr entfernte, da war es vorbei.«
»Du bist wieder normal geworden, nicht wahr?«
»Ja. Aber was heißt normal geworden? Ich habe mich auch bei meiner Furcht normal gefühlt. Ich stand ja mit beiden Beinen auf der Erde. Ich kann es mir nur nicht erklären.«
»Es ist Emily«, sagte Suko.
»Und noch mehr«, fügte ich hinzu.
Zuerst horchte Shao auf, dann Suko. Und er fragte: »Wie meinst du das, John?«
»Ganz einfach. Wir waren in Emilys Zimmer. Wir haben auch gesehen, daß sie sich mit einer Zeichnung beschäftigt hat. Sie hat etwas gemalt, zu Papier gebracht.«
»Stimmt«, sagte Suko.
»Aber habt ihr das Motiv auch gesehen?«
»Dazu kam es nicht mehr. Allein wegen Shao.«
»Genau das ist es. Wegen Shao. Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, so etwas wie den Zipfel des Erklärungstuches in die Höhe gehoben zu haben.«
»Sag schon!«
Meine Worte tropfen in die gespannte Stille. »Emily war dabei, Shao zu zeichnen.«
Ich wäre nicht überrascht gewesen, hätten Suko und auch Shao geschrieen, aber sie sagten nichts.
Sie saßen nur stumm auf ihren Plätzen und kamen mir vor wie angeleimt.
Shao hatte den Griff um Sukos Hand gelockert und flüsterte: »Lieber Himmel, sie hat mich gezeichnet? Wirklich mich?«
»Ja, so ist es. Ich habe dein Gesicht gesehen. Ich sah den Ansatz der Schultern und die Striche, die weitergezogen waren, bis sie fast die Hüfte erreichten. So und nicht anders ist es gewesen, Shao. Es… es tut mir leid.«
»Das braucht es dir nicht, John«, flüsterte sie. »Nein, nichts braucht dir leid zu tun. Ich weiß nun, daß ich diese Zeichnung auch gespürt habe, wenn auch auf eine andere Art und Weise. Aber die nächste

Frage stellt sich automatisch. Woher wußte diese Emily, wen sie zeichnete und wie ich aussah? Woher wußte sie das?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Suko.

Und ich konnte ihm nur zustimmen.

Shao schüttelte den Kopf. »Sie wird mich nicht allein nur gekannt haben. Wenn ich ihr bekannt war, dann muß sie euch ebenfalls gesehen haben. Irgendwo…«

»Auf dem Friedhof«, sagte Suko. »Sie hat uns nicht richtig gesehen, sie hat uns gespürt. Sie hat eine Botschaft bekommen, als Absalom starb. Er hat doch den Namen Emily ausgesprochen. Vielleicht ist es ihm gelungen, seine Eindrücke, also unsere Gestalten, visuell an Emily weiterzuleiten. So hat sie dann genaue Informationen über die Menschen bekommen, die sie später besucht haben.« Er schaute mich an. »Ist das zu weit hergeholt?«

»Nein, es ist zumindest eine der Möglichkeiten.«

»Und eine andere?«

»Ich weiß sie nicht - sorry.«

»Also bleiben wir auf der Schiene.«

»Ich denke schon.«

Shao hatte bisher geschwiegen. Jetzt öffnete sie den Mund und flüsterte ihre Worte. »Ich habe wieder Angst, ob ihr es glaubt oder nicht. Ich habe Furcht, es ist schlimm. Sie ist plötzlich wieder da. Es braut sich etwas über meinem Kopf zusammen. Das ist wie ein gewaltiger Schatten, gegen den ich nicht ankämpfen kann. Der Druck in mir stieg auch wieder. Ich habe das Gefühl, als würde etwas geschehen.« Auch Unruhe hielt sie erfaßt, denn sie rutschte auf der Bank hin und her.

»Kannst du dir denn einen Grund vorstellen?«

Shao lehnte ihren Kopf gegen Sukos Schulter. »Nein, denn Emily ist nicht in der Nähe, aber sie spielt mit mir. Sie genießt es. Ich spüre, daß sie voller Haß steckt.«

»Sie malt«, sagte ich.

»Bitte?«

»Sie malt, Suko, das ist es. Emily malt ihr Bild weiter, und sie hat es geschafft, eine Verbindung zu Shao herzustellen. Ich weiß nicht, was nun passiert, aber wir sind zu weit weg, um hinzulaufen und sie zu stören. Das muß Shao durchstehen.«

»Nein, John! Schau sie dir an…«

Suko hatte recht. Shao sackte plötzlich zusammen. Sie fiel nach vorn und zur Seite. Ihr Mund stand weit offen. Röchelnde Laute drangen hervor. Es hörte sich an, als würde sie ersticken. Dann drehte sie den Kopf so, daß er mit der Rückseite auf Sukos Knien lag und sie in unsere Gesichter schauen konnte. »Sie raubt mir was… sie nimmt mir die Kraft. Sie will…«

Was diese Emily noch wollte, konnte Shao nicht mehr sagen. Nach einem letzten Stöhnlaut sackte sie zusammen - und wurde starr…

***

Kichern - Lachen… Speichel, der auf den Lippen klebte und dazwischen dieses schrille Geräusch in ihrem Kopf.

Schnipp… schnipp… schnipp…

Aber sie malte.

Und sie malte gut.

Der Stift in ihrer rechten Hand schien ein Eigenleben zu führen, so glatt und sicher glitt er über das Papier.

Ich bin so gut, dachte Emily und sorgte dafür, daß die Umrisse und Striche an manchen Stellen dicker, an anderen wieder dünner wurden. Das alles gelang ihr ausgezeichnet, und zuletzt gab sie den Beinen noch den nötigen Schwung, bevor sie die Schuhe originalgetreu zeichnete.

Dann setzte sie den Stift ab, lächelte, betrachtete ihr Werk und runzelte die Stirn.

Im Gesicht gefiel ihr noch einiges nicht. Auf eine gewisse Distanz hin schaute sie es sich an, suchte den Fehler, wiegte einige Male den Kopf und nickte.

Ja, jetzt hatte sie den Fehler entdeckt. Die Bögen der Augenbrauen waren ihr etwas zu steif geraten.

Sie mußte sie weicher und fließender zeichnen, so kamen sie näher an das Original heran.

Danach konnte sie echt zufrieden sein. Auf ihrem Stuhl lehnte sie sich zurück, das Ausatmen glich einem Schnaufen. Sie schloß die Augen. Bilder erschienen in blitzschneller Reihenfolge. Allerdings ungewöhnlich verzerrt, wie abgerissene Schnipsel aus irgendeinem Comic.

Emily bemühte sich, die Bilder zu ordnen. Sie wollte System hineinbekommen, denn sie wußte genau, daß ihr diese Visionen etwas sagen wollten. Es klappte nicht, und deshalb öffnete sie die Augen wieder und schaute auf ihre Zeichnung.

Ja, sie war gut. Sie konnte stolz auf sich sein. Sie würde es genießen, und sie würde dabei zuschauen können, wenn dieses herrliche Bild zu dem werden würde, was sie sich ausgedacht hatte.

Nein, es war nicht top!

Emily quälte sich herum. Ihre Gedanken drehten Kreise, die einen Mittelpunkt besaßen, in dem sie die Lösung sah.

Die Frau brauchte eine Waffe!

Waffe! Waffe - sirrte es durch ihren Kopf. Sie brauchte eine Waffe, eine besondere Waffe, ein…

Welche denn?

Gewehr, Pistole, ein Messer, eine Heckenschere, bei dem Gedanken lachte sie auf, eine Axt, ein Beil… ein Beil… Beil… Beil…

Ja, das war es.

Sie brauchte ein Beil.

Wieder lachte sie, und ihre Augen bekamen einen gefährlichen Glanz. Die Waffe hatte sie jetzt gefunden, aber sie gab zu, daß sie ihr nicht so geläufig war.

Wie sah ein Beil aus?

Sie überlegte. Stellte sich vor, wie sie durch die Küche gelaufen war und Schubladen aufgezogen hatte. Messer hatte sie gesehen, Gabeln auch, Löffel ebenfalls, aber Beile?

Daran konnte sie sich nicht erinnern. Ihre Mutter hatte kein Beil in der Küche gehabt.

Und doch kannte sie es.

Der Fleischer fiel ihr ein.

Jaaaa! Der Gedanke war wie ein Jubelschrei. Einige Male hatte sie ihre Mutter beim Einkauf begleitet, und sie hatte gesehen, wie der Fleischer mit einem ziemlich kleinen, aber sehr scharfen Beil Fleisch und Knochen zertrümmert hatte.

Wieder schloß sie die Augen.

Diesmal huschten keine Bildfetzen vorbei. Sie war in der Lage, sich auf das Beil zu konzentrieren.

Sie mußte es sich genau vorstellen können, es zu zeichnen.

Ja, es würde klappen. Sie hatte es im Blick. Den Griff zuerst, auch das blanke Metall, das an seiner Unterseite so höllisch scharf geschliffen war.

Wenn es durch Fleischknochen hieb, dann würde es auch den Kopf eines Menschen zertrümmern können.

Emily beugte sich vor. Sie war zu einem kleinen Satan geworden, als sie nach dem Stift griff. Noch einmal fuhr die Zunge aus dem Mund und zeichnete die Lippen nach.

Ihre Augen leuchteten wie kleine, böse und sehr kalte Kugeln.

Die rechte oder die linke Hand?

Sie nahm die rechte.

Sie wischte etwas von der ursprünglichen Haltung weg, denn die Finger brauchen eine gewisse Krümmung, um das Beil überhaupt richtig halten zu können.

Emily zeichnete den Griff.

Sie schob ihn der Figur in die Hand, und dann ging es weiter. Das Metall, das sie schraffierte, die blanke und höllisch scharfe Schneide, in deren Nähe sie sogar Reflexe zeichnete.

Es klappte gut.

Es war wunderbar.

Fertig!

Sie lachte, lehnte sich nach hinten. Sie konzentrierte sich auf den gewaltigen Strom, der von ihrem Kopf ausging. Sekundenlang hatte sie den Eindruck, zerstört zu werden, aber sie schaffte es, sitzen zu bleiben, und sie drückte ihren Oberkörper wieder nach vorn, während sie die Augen öffnete.

Schnipp… schnipp… schnipp… Da war es wieder dieses schrille Mordgeräusch!

Aber es gab noch mehr. Als sie auf das Blatt schaute, war die Zeichnung nicht mehr da.

Spurlos verschwunden…

***

»Shao!«

Sukos Ruf glich einem Schrei. Die Befürchtung, eine Tote festzuhalten, schwang darin mit, aber das Allerschlimmste trat nicht ein, denn auch ich hörte das leise, röchelnde Atmen der Chinesin. Sie lebte, aber sie war völlig von der Rolle. Man hatte ihr etwas genommen. Als Shao ihre Arme bewegte, da sah es so aus, als würden sie jeden Augenblick zu Boden fallen.

Das geschah glücklicherweise nicht. Shao blieb »ganz«.

Daß Suko auf der Bank saß und sich auch weiterhin um Shao kümmerte, konnte ich verstehen, aber ich wollte es nicht. Ich mußte etwas tun und würde es auch.

Zunächst ließ ich meinen Blick durch den Garten schweifen, um herauszufinden, ob sich dort etwas verändert hatte. Es war nichts zu sehen, der Garten blieb so, wie ich ihn kannte. Hin und wieder lenkte mich Shaos Röcheln ab.

Baumkronen malten dunkle Muster auf den Boden, hin und wieder zwitscherte ein Vogel. Der Himmel ähnelte einer Dunstglocke. Ein Gewitter lag in der Luft, denn es war noch schwüler geworden und zugleich auch stiller.

Sukos Gesicht zeigte Verzweiflung, auch wenn er versuchte, seine Gefühle zurückzudrängen. Er schaffte es nicht ganz. Ich erriet seine Gedanken. Sicherlich dachte er daran, daß es Shao schon wieder erwischt hatte, ausgerechnet Shao, die vor kurzer Zeit beinahe gestorben war. Ich hätte ihn gern an meiner Seite gehabt, aber er mußte bleiben und auf Shao achten.

»Du bleibst hier, Suko!« entschied ich.

»Und was ist mit dir?«

»Ich muß Emily stoppen!«

Er schluckte. »Was willst du tun? Kannst du sie denn stoppen?«

»Sie wird malen, denke ich.« Dann fügte ich ein Nicken nach. »Ja, sie wird malen. Sie ist anders, ganz anders…«

»Schlimmer, John.«

»Auch das.« Ich stand auf. »Kann sein, daß wir sie unterschätzt haben. Es ist uns einmal passiert, ein zweites Mal nicht mehr.« Ich drehte den Kopf und schaute Suko noch einmal an.

Er saß, Shao lag quer über seinen Knien. Puppenhaft, leblos, nur manchmal rollte sie mit den Augen. Reden konnte sie nicht. Und Suko hielt sie mit einem Griff fest, der besagte, daß er sie nicht mehr loslassen würde.

»Okay, geh.«

Ich konnte nicht anders und mußte Shaos Wange streicheln. Es war wie ein kleiner Abschied, aber ich wußte auch, daß sie wieder okay werden würde.

Die Bank stand ziemlich abseits. Ich mußte beinahe die gesamte Breite des Gartens durchqueren, der sich um diese Zeit menschenleer zeigte, was nicht normal war, bei der Hitze allerdings schon.

Da blieb man lieber hinter kühleren Mauern.

Es war mir auch recht so. Ich konnte keine anderen Zuschauer gebrauchen.

Die Luft stand. Die Bäume rochen. In der Tat strömten sie einen seltsamen Geruch aus. Eine Mischung zwischen Harz, Feuchtigkeit und auch Wärme. Es war ein Geruch, in den sich der Duft der Sommerblumen mischte und an meiner Nase vorbeistrich.

Der Boden zeigte sich weich. Ich hielt mich bewußt abseits der normalen Wege und schritt quer durch das Gelände, in dem die Sträucher ebenso Schatten warfen wie das große Haus, das mein Ziel war. Es stand dort wie ein kompakter Klumpen, einfach in die Erde gerammt, wobei keine Rücksicht auf die Vegetation genommen worden war. Das Haus war eine Insel des Bösen, in ihm hausten Gefahren, die ich bisher nicht hatte überblicken können.

Ich kam auch nicht mit Emily zurecht. Sie war mir nach wie vor ein Rätsel. Wir wußten genau, daß sie etwas Böses im Sinn hatte, aber wir konnten es ihr nicht beweisen. Wir mußten sie herausfordern. Es war auch nicht möglich, sie einfach mitzunehmen, da hätte uns Doktor Prudomme etwas anderes erklärt.

In meiner Kehle saß ein Kloß fest.

Ich räusperte mich leise frei. Die Richtung behielt ich bei. Einmal schaute ich zurück.

Suko und Shao saßen noch immer auf der Bank, waren beide aber schwer auszumachen, da die Schatten der Baumkrone sie einhüllten.

Am Himmel stand die Sonne als fahler Glutball. Sie schien verdammt heiß, ihre Wärme war beinahe erstickend. Immer wieder wischte ich Schweiß von der Stirn, der sofort nachlief.

Auf dem Hinweg hatte ich die glänzende Fläche nicht gesehen. Jetzt fiel sie mir auf.

Mitten im Garten, geschützt durch Büsche und auch durch

Stacheldraht, war ein kleiner Teich angelegt worden. Über ihm schwirrte eine dunkle, brummende Wolke, die sich aus Insekten zusammensetzte. Die Oberfläche des Teichs sah aus wie ein großes, grünes Auge, und der Stacheldraht wuchs über die Büsche hinweg.

Es lag auf der Hand, daß er geschützt werden mußte. Wenn die kranken Menschen unterwegs waren, konnte es einfach zu leicht vorkommen, daß der eine oder andere in den Teich stürzte. Der Stacheldraht würde sie zumindest teilweise daran hindern.

Weshalb mich dieser Teich anzog, wußte ich selbst nicht. Ich hätte den Weg eigentlich abkürzen müssen, aber ich bewegte mich auf den Teich zu, als wäre er etwas ganz Besonderes.

Es war wie ein Zwang.

Jemand lockte mich ins. Schilf. Irgendeine Kraft, die wollte, daß ich zum Ufer kam. Ich blickte über Draht und Büsche hinweg auf die Oberfläche. Alte Blätter schwammen dort wie kleine Inseln. Ansonsten lag die Oberfläche ruhig da. Insekten huschten hin und her, als übten sie es, den zuschnappenden Schnäbeln der Vögel zu entwischen.

Auf dem Wasser erschienen die ersten Ringe. Einen Grund dafür sah ich nicht, denn in der Luft bewegte sich kein Windhauch. Warum dann diese Unruhe?

Mir kam es so vor, als würde etwas an die Wasseroberfläche steigen.

Die Wellen beruhigten sich wieder.

Ich atmete auf.

Zu früh.

Hinter dem Teich wuchsen die Bäume hoch. Sie standen dicht zusammen und ließen kaum Sonnenlicht durch.

Das Gefühl einer in der Nähe lauernden Gefahr hatte sich in meinem Magen ausgebreitet, es wirkte plastisch, wie zum Greifen nahe. Etwas schwang durch die Luft, obwohl ich es nicht sehen konnte.

Insekten umsurrten mich plötzlich. Die Wolke über dem Wasser hatte sich beinahe aufgelöst, als hätten all die winzigen Tiere Furcht vor einer drohenden Gefahr.

Und sie zeigte sich.

Jenseits des Teichs bewegte sich etwas zwischen den Baumstämmen. Es war schmal, es war hoch, es war ein Mensch - es war Shao!

Ich schloß die Augen.

Es war verrückt, denn ich wußte genau, daß Shao bei Suko zurückgeblieben war. Wieso sah ich sie plötzlich vor mir. Hatte sie sich von ihrem Partner gelöst? Wollte sie nicht mehr bei ihm bleiben?

Hatte sie sich dermaßen schnell von ihrem Zustand erholt?

Es war anders, ganz anders.

Sie ging plötzlich schneller. Sie schleuderte ihr Haar zurück. Ihre Bewegungen waren auf den ersten Blick hin okay, auf den zweiten nicht, denn ich kannte Shao sehr gut. Sie war eine Shao, die sich nicht

so hölzern bewegte. Man konnte sie als geschmeidig, als fließend ansehen, aber so wie sie ging, das gefiel mir ganz und gar nicht.

Und sie kam näher.

Sie umrundete den Teich. Beide Arme hingen starr nach unten. Mit der rechten Hand hielt sie etwas fest, das ich nicht genau erkennen konnte, das bei zahlreichen Bewegungen aber aufblitzte, wenn es frei lag und von den Strahlen der Sonne getroffen wurde.

Sie wollte mich und umrundete den Teich. Nicht ein Wort hatte sie dabei gesprochen. Shao bewegte sich wie eine stumme, aber lebendig gewordene Drohung auf zwei Beinen.

Ich ließ sie kommen.

Es ist Shao, sagte ich mir und stellte den Satz gleichzeitig gedanklich in Frage.

Nein, sie ist es nicht.

Oder?

Ich war ziemlich durcheinander, aber innerlich kalt. Das mußte ich sein, denn mit einem letzten Schlenker hatte es Shao geschafft, auf meine Seite des Teichs zu gelangen.

Jetzt sah ich, was sie festhielt. Es war ein Beil, und das Blinken stammte von einem Lichtreflex her.

Auch das noch, ein Beil!

Shao sah beileibe nicht aus, als hätte sie das Beil als Spielzeug genommen.

Sie schwang ihren rechten Arm vor und zurück. Auf mich machte diese Bewegung den Eindruck, als wäre sie dabei, auszuholen und erst einmal zu üben.

Ich ließ sie kommen.

Noch eine viertel Drehung, jetzt konnte sie mir ins Gesicht schauen. Ich blickte sie an - und war überrascht. Es hatten sich auch Fragen aufgebaut, die allerdings waren jetzt zurückgedrängt worden.

Zwar sah ich Shao vor mir, aber sie war es irgendwo doch nicht. Sie bewegte sich anders, sie schritt nicht mehr so glatt dahin, und auch ihr Gesicht zeigte kein Erkennen.

Die Augen blickten kalt.

Der Schwung ihres rechten Arms hatte sich verstärkt. Ich rechnete damit, daß sie ausholte und dabei Maß nahm, um urplötzlich das Beil auf mich zu schleudern. Darauf richtete ich mich auch ein. Es war ein Fehler, dies zu tun, denn Shao reagierte völlig anders.

Über ihr Gesicht lief ein Zucken. Es war so etwas wie ein Signal zum Start.

Und plötzlich stürmte sie los. Sie würde innerhalb von zwei Sekunden die Distanz zwischen uns beiden überwunden haben…

***

Emily lehnte sich zurück. Das tat sie immer, wenn sie eine ihrer Arbeiten beendet hatte. Erst zog sie die Beine an, dann hob sie sie hoch und streckte sie so weit aus, daß ihre Hacken auf der Kante des Schreibtisches zur Ruhe kamen.

So wartete sie ab.

Der Teenager mit dem Wuschelkopf sah aus wie jemand, der dabei war, sich völlig zu entspannen.

Es ging ihr gut, Emily hielt die Augen halb geschlossen und das leere Blatt so, daß sie dagegen schauen konnte. Ihr Gesichtsausdruck drückte Zufriedenheit aus, sie fühlte sich gut, denn sie wußte, daß sich ihre Feinde in guten Händen befanden.

Für sie gab es nichts mehr zu tun.

Warten, abwarten, sich auf die Spannung konzentrieren, die sich in ihr aufgebaut hatte. Die halben Ärmel des dünnen Shirts hatte sie in die Höhe gerollt, bis zur Schulter hin. Der Atem floß zuerst noch normal aus ihrem Mund, was sich allerdings rasch änderte, denn plötzlich riß sie die Lippen auf und begann heftiger zu atmen.

Sie verspürte keine Angst, keinen Druck, dafür aber eine gewisse Spannung, die sich wie ein Netz über sie gelegt hatte, das in ihre Haare und letztendlich auch in den Kopf hineindrückte, denn sie wußte genau, daß etwas geschehen mußte.

Ihr Geschöpf war unterwegs. Es würde sich durch nichts aufhalten lassen. Sie hatte ihm die Gefühle mitgegeben, die auch sie spürte, und es lag auf der Hand, daß ihre Feinde auch die Feinde ihres Geschöpfs waren.

Nur noch warten.

Dann zuschlagen.

Die Füße auf dem Tisch bewegten sich, als sie die Lage der Beine veränderte. Sie sah gegen das Fenster, wo die Sonne ihre Strahlen jetzt direkt vor die Scheibe schickte und sie zu einem blendenden Spiegel machte. Emily konnte nicht erkennen, was sich dahinter abspielte. Der Garten war von ihrer Welt einfach abgetrennt worden. Für sie gab es nur das Zimmer und mehr nicht.

Warten und gewinnen!

Sie lächelte breiter.

Gewinnen?

Plötzlich kamen ihr Bedenken. Es war wie ein Sturm, der durch ihren Kopf fegte. Sie fürchtete, die andere Seite unterschätzt zu haben, etwas drückte gegen ihren Magen, und der Schweiß hatte auf der Haut eine ölige Schicht hinterlassen.

Nur nicht daran denken. Nur nicht damit rechnen, daß die anderen besser waren als sie.

Sie wollte und konnte es nicht.

Es durfte nicht sein. Warten, konzentrieren.

Plötzlich schrak sie zusammen. Es war genau der Zeitpunkt, als ihre Schöpfung den ersten Kontakt gefunden hatte. Sie mußte einen der beiden Männer gesehen haben, daran gab es keinen Zweifel.

Die Furcht drückte ihren Magen zusammen, und sie stellte fest, daß ihr trotz der Wärme verdammt kalt wurde und auch ein Schweißtropfen seine lange Bahn vom Nacken her an ihrem Rücken entlang fand.

Es gab keine Angst in ihr, es war nur das Gefühl, übertölpelt worden zu sein.

Sie änderte ihre Haltung. Die Beine rutschten von der Kante des Schreibtisches herab, sie stemmte beide Füße auf den Boden, um so mehr Halt zu bekommen.

Warten!

Die Spannung stieg.

Der Siedepunkt war erreicht.

Emily schrie nicht, sie geriet nur in eine fieberhafte Hektik. Plötzlich griff ihre rechte Hand wie von selbst nach dem Stift. Mit der anderen nahm sie den Zeichenblock, der seinen Platz auf ihren Oberschenkeln fand.

Noch wartete sie.

Der keuchende Atem drang, begleitet von einem Knurren, aus ihrem offenen Mund. Sie hatte sich längst entschlossen, es zu tun, und wie im Zeitraffer huschte der Stift über das jungfräuliche Papier.

Emily malte wie verrückt.

Innerhalb kurzer Zeit erschienen die Konturen eines Frauenkörpers.

Das Gesicht und andere Details fehlten jedoch.

Dann hob sie den Stift an, legte ihn weg und wartete. Emily spürte, daß sich im Garten etwas tat.

Obwohl das grelle Sonnenlicht einen Blick durch das Fenster kaum zuließ, eilte sie hin. Vielleicht war doch etwas zu sehen, sie mußte wissen, ob ihr Geschöpf siegte oder verlor.

Sie wollte Blut sehen.

Blut sollte in den Boden sickern und ihn befruchten. Das Blut eines Menschen mußte fließen, alles andere war ihr in diesem Fall egal. Nur Blut, Blut und…

Da schrie sie auf.

Sie kämpfen.

Aber wer gewann?

Emily drehte sich um und torkelte wieder zurück zu ihrem Platz.

***

Shao oder wer immer es auch sein mochte, wollte mich töten. Zerhacken, zerstückeln, angetrieben von einer irren Mordlust, die auch in ihren Augen funkelte, oder was immer dieser flimmernde

Ausdruck auch bedeuten konnte.

Sie schlug zu.

Es war kein fließender und genauer Hieb, zu dem sie ausgeholt hatte. Es war ein Schlag, der im Ansatz so aussah, als wollte sie die Waffe wegschleudern und nicht auf mich loshacken. Da fiel ihr rechter Arm einfach nach unten.

Beinahe schon als Spott durchschoß der Vergleich mit einem Fallbeil mein Gehirn.

Dann wurde es ernst.

Ich wich aus.

Das Beil sauste an mir vorbei. Die blanke Klinge hackte nicht in den Boden, sie streifte das Gras nur, rasierte quasi die Halme.

Ich hörte kein Atmen, ich hörte keine Stimme, keinen Fluch, Shao bewegte sich nur.

Auch diesmal nicht geschmeidig, sondern intervallartig, wobei sich jeder Ruck an den anderen reihte, aber trotz aller Bemühungen zackig blieb.

Ich hätte meine Waffe ziehen und schießen können. Nur wollte ich das nicht. Mir war es lieber, wenn ich hinter das Geheimnis dieser ungewöhnlichen Shao kam, und dazu mußte es mir vor allen Dingen gelingen, sie zu entwaffnen.

Es würde schwierig werden, das stand fest, denn ich kämpfte gegen ein stummes und rasendes Monstrum, das einen Antrieb in sich spürte, den ich nicht abstellen konnte.

Wieder kam sie.

Ich trat ihr gegen die Brust.

Zum erstenmal hatte ich den Körperkontakt gespürt und war überrascht wegen der Härte ihres Körpers. Er schien aus Stein zu bestehen oder aus einem ähnlichen Material, und ich war froh, sie nicht mit den Zehen erwischt zu haben, sie hätte ich mir sonst brechen können.

Der Treffer hatte der Person mit dem Beil nichts getan. Nach wie vor stand Shao vor mir, die Waffe in der rechten Hand.

Sie kam wieder.

Locker schwang sie ihr Beil.

Auf und nieder, dann schwungvoll den rechten Arm in die Höhe gerissen.

Sie kämpfte wie ein Automat und versuchte erneut, mich zu treffen.

Mein Schädel wurde nicht gespalten, denn ich war schneller, griff mit beiden Händen nach ihrem Waffenarm und umklammerte ihn an ihrem Handgelenk.

Die Person war für einen Moment dermaßen überrascht, daß sie nicht reagierte. Deshalb fiel es mir leicht, sie herumzuschleudern. Sie geriet dabei in den Kreisbogen. Ich hebelte ihr noch die Beine weg,

ließ sie dann fallen und wartete genau den Zeitpunkt ab, als sie sich mit einer schnellen Drehung erhob, um den neuen Angriff zu starten.

Diesmal hatte ich den Eindruck, daß sie das Beil werfen wollte. Ich war zu dicht in ihrer Nähe, sie würde immer treffen, deshalb mußte ich blitzschnell reagieren.

Diesmal erwischten sie beide Füße. Ich war katzenhaft gewandt gegen sie gesprungen, hatte sie zwischen Brust und Unterleib so hart getroffen, daß sie nach hinten geschleudert wurde. Mit den Armen ruderte sie vergeblich. Der Stacheldraht fing sie auf.

Ich hebelte sie über den Draht hinweg, und wieder hatte ich den Eindruck, es mit einer Puppe zu tun zu haben. Der Schwung war groß genug. Da ich sie letztendlich an den Beinen festhielt, gab ich ihr noch einen harten Stoß mit auf die Reise.

Die Person Shao durchbrach die Büsche, prallte dann auf den Rücken, rutschte noch weiter, weil der Boden nahe des Teichs doch ziemlich feucht war, und einen Augenblick später hatte sie den Rand erreicht.

Da war das Wasser.

Es schnappte zu.

Die schwere Person tauchte unter. Mit dem Kopf zuerst verschwand sie in der trüben Brühe und war zunächst einmal nicht zu sehen. Das Wasser geriet in heftige Wellenbewegungen, es schwappte gegen das Ufer. Das Schilf schwankte, die Blätter auf der Oberfläche tanzten, und auch die Beine wurden verschluckt.

Der ruhige Teich war in Aufruhr geraten. Die Wellen bildeten ein wirres Muster. Lichtreflexe verirrten sich auf den Kämmen, es war unmöglich, in den Teich hineinzuschauen.

Ich sah die Person nicht.

Noch trennte mich der Stacheldraht und das Buschwerk von meinem Ziel. Ich kletterte auch nicht über die Umrandung hinweg, denn ich rechnete damit, daß etwas geschehen würde. Diese Person war noch nicht erledigt. Ich glaubte einfach nicht daran, daß sie ertrinken würde. Die nicht!

Sie würde wieder hochkommen, und wenn ich sie dann sah, würde ich sie erwarten.

Womit?

Kreuz oder Beretta?

Ich entschied mich für das Kreuz. Ich wollte sehen, ob ihr seine positive Aura etwas ausmachte. Für mich war sie ein Geschöpf, das sich nach anderen Regeln bewegte. Sie war das Grauen pur, sie gehorche den Gesetzen der Finsternis, und dagegen stand ich nun einmal.

Das Wasser bewegte sich wieder. Anders als beim Eintauchen der Person, was mir wiederum sagte, daß sie auf dem Weg nach oben war.

Ja, sie würde erscheinen, sie sollte es, ich lauerte darauf.

Der Kopf tauchte auf.

Er mußte im Schlamm gesteckt haben, denn er hatte sich der Farbe des Wassers und des Ufers angepaßt.

Mund und Augen waren weit geöffnet. Ich ging davon aus, daß sie keine Luft holen mußte, dafür hob sie den Arm, und ich bekam mit, daß sie den Griff des Beils nicht losgelassen hatte.

Aber ich besaß das Kreuz.

In der linken Hand hielt ich es. Mit der rechten hatte ich den Griff der Beretta umfaßt und zielte ebenfalls auf die aus dem Wasser steigende Person.

Sie kümmerte sich nicht darum. Mit keiner einzigen Bewegung gab sie zu erkennen, daß sie gestört wurde.

Wieder hob sie den Arm.

Ich stellte mich darauf ein, ihr eine Kugel in den Schädel zu schießen.

Aber es kam anders, denn wieder erlebte ich diesen unheimlichen Vorgang, den ich auch vom Friedhof her kannte…

***

Der Kampf!

Emily keuchte heftig. Sie war in Schweiß gebadet. Ihr Gesicht hatte sich auf eine ungewöhnliche Art und Weise verändert. Die Haut war nicht nur bleich geworden, sondern auch sehr dünn, so dünn, daß sich dahinter schattenhaft etwas abmalte.

Ihre Gestalt kämpfte.

Sie tat ihr Bestes.

Aber da war der andere.

Emily spürte seine feine Ausstrahlung. Dieser Mensch hatte etwas an sich, mit dem sie nicht zurechtkam. Sie wollte nicht eben behaupten, daß sie sich vor ihm fürchtete, aber geheuer war er ihr nicht. Niemals war ihr eine derartige Person begegnet. Er war ein Mensch, daran gab es keinen Zweifel, aber er war auch eine mehr als außergewöhnliche Person, die genau wußte, was sie tat.

Er zeigte keine Angst.

Dafür Emily.

Sie zuckte. Auf dem Stuhl warf es sie hin und her. Manchmal drangen Laute aus ihrem Mund, die mit der Stimme eines Menschen herzlich wenig zu tun hatten. Da gab es das unsichtbare Gitter, das sie umklammert hielt. Sie spürte deutlich, wie ihre Sicherheit allmählich abbröckelte, daß ihr Gebilde wohl nicht mehr in der Lage war, den Kampf zu gewinnen.

In ihren Ohren hörte sie überlaut ein klatschendes Geräusch. Die andere mußte in den Teich gefallen sein.

Für einen Moment erstarrte Emily. Sehr genau wußte sie, daß es nicht freiwillig geschehen war.

Dieser Mann, dieser verfluchte Hundesohn hatte dafür gesorgt.

Emily atmete nicht mehr.

Ihr Körper schien in einem engen Panzer zu stecken. Dem Frust folgte der Haß, weil sie ihn nicht lösen konnte.

Haß erzeugt Gewalt.

Emilys rechter Arm zuckte.

Ein Reflex hatte sie auf den Gedanken gebracht. Ausgangspunkt war die auf dem Tisch liegende Schere gewesen, die von einem Sonnenstrahl erwischt worden war.

Sie wuchtete ihren Körper nach vorn und stieß sich an der Kante. Das machte ihr nichts aus. Bei ihr zählte einzig und allein der Erfolg.

Ihre Hand umklammerte die Schere. Die Finger glitten in die dafür vorgesehenen Öffnungen.

Endlich.

Sie setzte sich wieder hin.

Vor ihr lag das leere Blatt. War es tatsächlich leer? Genau dort, wo einmal die Umrisse der Frau das Papier bedeckt hatten, flimmerte etwas. Es war keine Täuschung, denn der Zusammenhang bestand noch immer.

Wenn auch nicht sichtbar.

Ich habe es gemalt, dachte sie. Ich habe auch das Recht, es wieder zu zerstören.

Schnipp… schnipp… schnipp… summte es ihn ihrem Schädel.

Es waren die Fetzen der Erinnerung an andere Zeiten. Das schrille Sirren in ihrem Kopf, so hoch, als wäre ein Saiteninstrument falsch gestimmt worden.

Böse, grausam…

Aber auch ein Startzeichen.

Die Schere war geöffnet. Dann schnitt Emily zu. Die Unperson oder ich!

Das war nicht mehr die Frage, denn es hatte sich einiges verändert. Ich hörte keine anderen Geräusche. Der Vorgang lief in einer bedrückenden Lautlosigkeit ab.

Auf einmal fehlte ihr die Hälfte des Kopfes an der linken Seite. Es ging so unwahrscheinlich. Obwohl ich eigentlich darauf hätte eingestellt sein sollen, wurde ich davon noch überrascht und kam für den Augenblick gedanklich nicht weiter.

Ich schaute und registrierte.

Da war kein Tropfen Blut zu sehen. Auch die Hälfte des Schädels, die abgeschnitten worden war, entdeckte ich nicht. Sie mußte sich einfach aufgelöst haben.

Es blieb nicht dabei.

Der Horror lief weiter.
Auf einmal war der rechte Arm weg. Da die Person bis zu den Hüften im Wasser stand, konnte ich auch davon ausgehen, daß sie keine Beine mehr hatte.
Als halbfertiger »Mensch« existierte sie noch, und sie schaffte es auch, sich zu bewegen, denn der rechte Arm und auch die Waffe waren nach wie vor da.
Sie hob ihn an.
Im selben Augenblick sackte die Person nach rechts weg, als hätte ihr jemand das Bein vom Grund weggezerrt. Das war so nicht geschehen, man mußte es ihr abgeschnitten haben.
Der Rest klatschte ins Wasser und verschwand. Ich wüßte instinktiv, daß dieses grausame Spiel noch nicht beendet war, und ich hatte recht mit meiner Vermutung, denn die Person tauchte wieder auf.
Noch war die rechte Kopfhälfte vorhanden. Das Sterben geschah lautlos; nicht ein Tropfen Blut fiel dabei ins Wasser. Auch der rechte Arm war noch vorhanden, natürlich auch das Beil, aber sie wollte es nicht mehr einsetzen, denn sie hatte den Arm ausgestreckt, und die Klinge war im Wasser verschwunden.
Und dann fehlte auch er.
Von der Schulter ab war er verschwunden. Die unsichtbare Kraft hatte nichts zurückgelassen. Ich sah vor mir einen abgeknickten Körper ohne Arme, mit einem halbem Kopf, einem Brustkorb und…
Alles ging rasend schnell.
Der Rest wurde in Fetzen gehackt, in kleine Stücke, die einfach verschwanden. Es gab keine Rückstände mehr.
Es gab die Person nicht mehr, und auch ich befand mich nicht in Lebensgefahr.
Ich blieb auf der Stelle stehen. Über den Stacheldraht hinweg blickte ich auf den Teich mit der noch immer leicht unruhigen Oberfläche, aber ich sah ihn nicht direkt, mein Blick war mehr nach innen gerichtet. Ich mußte erst einmal überwinden, was ich gesehen hatte und nun als schreckliche Erinnerung in mir steckte. Danach sah man dann weiter.
Nichts tauchte mehr auf.
Erst nach ungefähr einer Minute drehte ich mich ab. Ich ließ das Kreuz und die Beretta wieder verschwinden und bemerkte, daß mein Herz schneller schlug als gewöhnlich, was bestimmt nicht an der stickigen Luft lag. Emily hatte mir eine Botin geschickt. Ich hatte sterben sollen, aber ich war stärker gewesen.
Das würde auch der Teenager erfahren haben, und er mußte nun entsprechend handeln.
Er war gefährlich und bedeutete eine Gefahr für alle Menschen, die sich in diesem Haus aufhielten.

Deshalb mußte er gestoppt werden.
Es gab nur eine Möglichkeit.
Ich mußte zu ihm.
Man kannte mich, man würde mich einlassen, und ich hatte mir auch den Weg zum Ziel gemerkt.
Nach Shao und Suko schaute ich nicht. Mit langen Schritten ging ich los…

***

Schnipp… schnipp… schnipp!
Die Geräusche hallten noch in Emilys Kopf nach. Beinahe wütend stach sie mit den Spitzen der Schere in den Tisch, beseelt von dem Wissen, es nicht geschafft zu haben. Es war vorbei, sie hatte verloren, und sie mußte wieder diese verdammte Niederlage einstecken.
Ihr war übel. Nach mehrmaligem Durchatmen versuchte sie, sich auf etwas anderes zu konzentrieren. Die Vergangenheit aus dem Gedächtnis zu löschen, denn es hatte keinen Sinn, wenn sie verlorenem Terrain nachtrauerte.
Jetzt mußte sie einzig und allein an sich denken und natürlich an ihr Überleben.
Sie stand auf.
Mit wenigen Schritten hatte sie das Fenster erreicht und neigte sich etwas nach links, um durch die Scheibe schauen zu können.
Der Blick in den Garten brachte ihr nicht viel. Zumindest sah sie ihren Feind nicht, was wiederum nichts zu bedeuten hatte. Er konnte sich sehr gut versteckt halten und einen anderen Weg nehmen, der ihn ans Ziel führte.
Was tun?
Bleiben? Sich ihm stellen, wenn er kam? Nein, das wollte Emily nicht. Trotz ihrer noch jungen Jahre wußte sie sehr genau, die Kräfte einzuschätzen. Sie hatte die entsprechenden Erfahrungen sammeln können, und sie würde sich etwas Überlegen müssen.
Auf einmal bewegte sie sich sehr schnell und hektisch. Der Plan war in Sekundenschnelle in ihr gereift. Sie wußte jetzt, was sie zu tun hatte.
Eine Tasche lag bereit. In diese hatte sie rasch ihre Utensilien eingepackt. Aufgrund der Griffgröße konnte sie sich die Tasche über die Schulter hängen. Zwar war die Tür abgeschlossen, aber sie würde Claire durch das Klingelzeichen herbeirufen.
Dreimal drückte sie auf den Knopf in der Wand. Es begann das Warten. Sie hoffte, daß Claire von diesem Menschen noch nicht informiert worden war, alles mußte normal ablaufen, sie stand unter einem ungeheuren Streß. Sekunden zählten jetzt, was in einem Haus wie diesem sonst keine Rolle spielte.

Claire - wann kam sie endlich?

Sie hörte die Tritte. Dann wurde die Tür außen aufgeschlossen. Jemand drückte sie auf, und Emily trat schnell zur Seite, um nicht von der Kante erwischt zu werden.

Claire schüttelte den Kopf. »Was ist denn mit dir?« fragte sie.

»Ich möchte nach unten.«

»Wie?«

»In den Waschraum.«

Claire überlegte.

Emily sprach weiter, bevor die Aufsichtsperson noch auf dumme Gedanken kam. »Ich muß einfach etwas tun, Claire. Es ist wieder soweit. Ich spür es in mir. Ich will mich ablenken.«

Claire nickte. Gleichzeitig sah sie die Papierreste auf dem Boden. »Was ist damit los?«

Emily hatte erkannt, was Claire meinte. »Das ist nur Papier.«

»Ich sehe es. Aber es sieht aus, als hättest du es zerschnitten.«

»Nein, das habe ich nicht. Ich habe es zerrissen.«

»So glatt?«

»Ja.«

Claire riß die Tragetasche an sich und schaute hinein. Sie suchte nach einer Schere, das wußte Emily genau. Die aber würde sie da nicht finden. Sie hatte sie vorhin wieder mit Pflaster an ihre linke Wade geklebt. Dort saß sie gut.

Claire war zwar beruhigt, daß sie kein scharfes. Instrument entdeckt hatte, aber so einfach wollte sie nicht gehen oder ihre Zustimmung geben. »Es ist schon das zweite Mal, daß ich diese Papierschnitzel entdeckt habe. Warum tust du das?«

»Es kommt manchmal über mich.«

Mit dieser Antwort gab sich Claire zunächst einmal zufrieden. »Und jetzt willst du in die Waschküche?«

»Ja, bitte.«

»Wie lange?«

»Ich will die Wäsche aufhängen.«

»Gut, du kannst gehen. Ich werde nicht bei dir bleiben, weil ich andere Dinge zu erledigen habe. Aber ich werde nach dir schauen. Spätestens nach einer halben Stunde.« Sie lachte kehlig. »Vergiß nicht, daß du während deines Aufenthaltes mir gehörst!«

»Ich weiß.«

»Dann geh.«

»Danke, Claire, danke.«

Die Aufseherin hob nur die Schultern. Zwar war ihr Emily nicht geheuer, aber was sollte sie machen? Dr. Prudomme hatte ihr erklärt, daß sich Emily innerhalb eines gewissen Rahmens bewegen konnte und auch sollte. Es gehörte zur Therapie, denn die Hoffnung auf

Heilung hatte der Doktor noch nicht aufgegeben.
Im Gegenteil zu Claire. Sie war zwar keine studierte Ärztin, aber sie hatte im Laufe der Zeit diverse Erfahrungen sammeln können.
Sie traute Emily nicht.
Dieses Mädchen hatte etwas in den Augen, das sie bisher noch bei keiner Patientin gesehen hatte.
Etwas Unheimliches, etwas Fremdes. Beides war allerdings nicht der richtige Ausdruck.
Ihr kam es vor, als läge hinter diesen Augen eine Welt, die so schrecklich war, daß sie die Vorstellungskraft eines Menschen sprengte…

***

Auf dem Weg zum Haus schossen mir allerlei Gedanken durch den Kopf. Zudem dachte ich auch an Barry F. Bracht, der tagsüber ein normaler und harmloser Lektor in einem Verlag war und sich oftmals in der Nacht verwandelte, um zu Zebulon, dem Schattenkrieger, zu werden. Für mich war er in diesem Spiel eine unbekannte Größe, auch deshalb, weil er sich noch nicht gezeigt hatte.
Und Emily war mir sowieso ein Rätsel.
Aber ich würde hinter ihr schreckliches Geheimnis kommen, zuvor würde ich das Gelände nicht verlassen.
Zunächst einmal mußte ich in das Haus. Die Tür war verschlossen. Es gab eine Klingel, die ich auch drückte, aber es war niemand da, um mir zu öffnen. Der Portier oder erster Aufpasser, was immer er auch sein mochte, hatte sich verzogen.
Das konnte ich durch das neben der Tür liegende Fenster erkennen. Mir kam die Halle noch trauriger und bedrückender vor als in ihrem Innern. Es war keine gute Umgebung, hier konnte ein sensibler Mensch bei längerem Aufenthalt durchdrehen.
Ich wartete.
Ich war wütend. Ausgerechnet jetzt hatte sich der Wächter verzogen. Einschlagen wollte ich das Fenster nicht, dafür klingelte ich noch dreimal langsam hintereinander. Das letzte Echo war verhallt, als sich ein zweibeiniger Schatten durch die Halle bewegte, zumindest kam es mir so vor. Ich lief zur Tür und hörte den Summer.
Rasch drückte ich sie auf.
Der Mann schüttelte den Kopf. »Meine Güte, haben Sie es aber eilig, Monsieur! Was ist denn?«
»Nichts für Sie.«
»Wollen Sie zu Doktor Prudomme?«
»Auch.«
»Dann melde ich Sie an.«
»Das ist nicht nötig. Ich kenne den Weg. Außerdem hat mir der

Doktor einige Freiheiten eingeräumt.«

Er schaute mich an und schien dabei zu überlegen, ob er mich als normal oder als zu den Patienten zugehörig einstufen sollte. Er entschied sich dafür, mich gehen zu lassen.

Meine Antwort war natürlich eine Lüge gewesen. Zu Prudomme wollte ich auf keinen Fall. Mir kam es einzig und allein auf Emily an. Ich mußte mit ihr allein reden, ich würde sie mit dem Kreuz konfrontieren, ich würde mit ihr über die Person sprechen, die so plötzlich aufgetaucht und ebenso schnell wieder verschwunden war.

Das alles nahm ich mir vor, als ich den Gang zu ihrem Zimmer entlangschritt. Auch jetzt war mir kein anderer Patient begegnet. Man hätte den Eindruck haben können, daß sich Emily allein in dieser großen und grauen Klinik befand.

Ich fand ihre Zimmer und stand vor der Tür. Nun erst fiel mir ein, daß sie bestimmt verschlossen war. Das war ein Irrtum. Sie stand sogar spaltbreit offen, und ich ergriff die Gelegenheit, das Zimmer zu betreten.

Es war leer.

Keine Spur von Emily.

Auf einmal ging es mir gar nicht gut…

***

So schnell wie an diesem Tag war Emily noch nie hinab in den Keller gegangen, wo sich die Waschräume befanden. Aber sie hatte auch noch niemals zuvor einen derartigen Druck verspürt. Sie wußte genau, daß es jetzt auf sie ankam, nur auf sie. Wenn sie jetzt richtig handelte, konnte sie ihren Kopf aus der Schlinge ziehen. Und nichts anderes wollte sie. Im Dunst der Waschküche war sie allein, fühlte sie sich wohl. Die Wäsche drehte sich noch in der Trommel. Die grauen Wände sahen aus wie die Schuppen eines vorsintflutlichen Getiers, das aber störte sie nicht. Die Umgebung war unwichtig. Für sie zählte einzig und allein die Tat.

Sie ließ sich dort nieder, wo sie das Licht der Lampe besser erreichte. Die Korbtasche stellte sie neben sich und holte ihre Utensilien hervor.

Viel war es nicht.

Der Block und der Bleistift. Alles andere in ihrer Umgebung zählte nicht für sie. Auch die Schere ließ sie an ihrem Bein kleben. Sie brauchte sie nicht, noch nicht…

Emily winkelte die Beine an, damit die Oberschenkel eine Schräge bildeten, auf die sie auch ihren Block legen konnte. Es war die bequemste Haltung, die sie erreichen konnte, auch deshalb, weil die Wand ihr im Rücken Halt gab.

Sie wollte wieder zeichnen und suchte in dem Korb nach Stiften. Sie hatte einige eingepackt, für sie allerdings waren nur die dunklen

Farben wichtig.
Schwarz, grau und braun.
Am liebsten aber schwarz.
Das war die Farbe, die ihr am besten gefiel. Sie zeichnete sich immer sehr deutlich vom hellen Hintergrund ab. Da sah sie jede Kontur, jeden feinen Strich.
Emily malte. Sie konzentrierte sich nur auf ihre Arbeit. Alles andere, was noch vor kurzem gewesen war, strich sie aus ihrem Gedächtnis. Jetzt war ihre Arbeit wichtig, und diese Arbeit sollte einen Höhepunkt in ihrem bisherigen Leben darstellen.
Emily hatte sich dazu entschlossen, einen Weg einzuschlagen, der einmalig war.
Mit diesem Bewußtsein fing sie an zu malen…

***

Erst als Shao einige Male tief durchgeatmet hatte, gab Suko ihr die Unterstützung, damit sie sich aus der unbequem liegenden Haltung aufrichten konnte.
Shao setzte sieh hin.
Suko stellte zunächst keine Fragen. Seine Partnerin mußte mit sich selbst zurechtkommen, aber er blieb in ihrer unmittelbaren Nähe sitzen und sorgte auch für einen beruhigenden Körperkontakt.
Shao hatte die Hände gegen ihr Gesicht geschlagen. Sie atmete in den Hohlraum hinein, und es entstand ein zischendes Geräusch. Den Oberkörper hatte sie nach vorn gebeugt, so daß ihr langes Haar nach vorn schwang und die Hände vor dem Gesicht »versteckte«.
Beide hockten noch auf der Bank. Wie es John Sinclair ergangen war, wußte Suko nicht. Er hatte weder etwas von ihm gehört noch gesehen. Der Garten hatte ihn verschluckt. Suko hoffte nur, daß alles gut über die Bühne gegangen war und John einen Erfolg erzielen konnte.
Shaos Verhalten ließ im Prinzip darauf schließen. Sie war dabei, sich wieder zu erholen. Sie atmete zwar noch keuchend, aber es ging ihr von Sekunde zu Sekunde besser. Als sie sich aufrichtete und auf die Oberschenkel klatschte, da wußte Suko, daß sie wieder einigermaßen okay war.
»Shao…«
Sie drehte ihm das Gesicht zu und schaffte ein Lächeln. »Frag nicht, wie es mir geht.«
»Das hatte ich nicht vor.«
»Ich werde es dir trotzdem sagen.« Sie legte ihre Hand auf Sukos. »Es ist so, als wäre ich wieder neu erstanden. Ich habe alles vergessen, was geschehen ist…« Sie lachte dabei, schüttelte den Kopf und hob die Schultern. »Kannst du dir das vorstellen?«
»Kaum, Shao. Aber mich würde interessieren, an was du dich noch

erinnern kannst.«
»Tja, das ist schwer.«
»Kannst du es denn?«
»Sicher. Ich mußte weg aus dem Zimmer. Wir sind dann in den Park hier gegangen, wir haben uns auf die Bank gesetzt, und durch meinen Kopf schwirrte immer wieder das Bild des Mädchens. Es ist wie ein Stigma, ein gefährliches Etwas. Ich komme damit nicht zurecht, aber ich muß dir sagen, daß ich darunter leide.«
»Wir saßen also auf der Bank…«
»Sicher.«
»Was geschah dann mit dir? Hast du daran noch eine Erinnerung?«
Shao schluckte zuerst. Dann räusperte sie sich. »Das ist natürlich schwer«, murmelte sie, »aber ich weiß ungefähr, was geschehen ist.« Sie suchte nach den passenden Worten. Als sie diese gefunden und auch ausgesprochen hatte, überraschte sie Suko trotzdem damit. »Etwas leerte sich aus mir selbst heraus. Kannst du das begreifen? Es drang einfach aus meinem Innern hervor.«
»Es fällt mir schwer - ehrlich gesagt.«
»Ja, das glaube ich dir. Mir ergeht es ja nicht anders. Für mich war es grauenvoll. Als hätte mir jemand in den Magen geschlagen und seine Faust vorerst nicht herausgezogen. Dieses andere Gefühl blieb in mir, es war so unwahrscheinlich stark. Ich habe es nicht geschafft, dagegen anzukommen, aber…«
»Du warst völlig weggetreten«, sagte Suko.
Shao nickte nur. »Das habe ich mir gedacht. Ich kann nichts dafür. Wer immer mich auch in seinen Klauen gehalten hat, dieser Jemand ist verdammt stark.«
»Wie ist es dir denn jetzt?«
»Ich bin einigermaßen okay und komme zurecht. Da brauchst du dir wirklich keine Sorgen zu machen.« Sie räusperte sich und streckte die Beine aus. »Es tut gut, sich bewegen zu können.«
»Dein Körper war starr«, sagte Suko. »War dein Geist es auch? Hast du irgendwelche Empfindungen gehabt? Ist etwas Fremdes durch deinen Kopf gedrungen? Hat dieses Fremde dich zu sich gerissen? Löste sich dein Geist vom Körper?«
»Nein, so war es nicht.«
»Das kannst du behaupten?«
»Ja, weil ich… weil ich… Suko, ich habe an nichts mehr gedacht. Ich war leer. Ich konnte mich weder körperlich noch geistig bewegen, das mußt du dir mal vorstellen. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, würde ich sagen, daß ich gar nicht mehr vorhanden gewesen bin. Aufgelöst, atomisiert, was auch immer.«
Suko stimmte ihr durch das Nicken zu. Er schaute nach vorn, wo der Boden ein Muster aus Licht und Schatten zeigte, denn die

Sonnenstrahlen waren durch die Lücken in den Baumkronen gedrungen und hatten für diesen Fleckenteppich gesorgt. »Aber jetzt bist du wieder voll da, bist okay, oder spürst du noch etwas?«

»Nein.«

»Das ist gut.«

Shao löste ihre Hand von Sukos Händen und stand auf. »Es ist nicht gut«, widersprach sie.

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht weiß, wie es geschehen ist. Versteh mich nicht falsch, Suko, ich verspüre auch keine Nachwirkungen, was mir komischerweise Sorge bereitet. Du weißt, daß ich ein Mensch bin, der gern hinter die Kulissen schaut und immer wissen will, was dort abläuft. Aber das ist nicht mehr da. Ich bin geblockt. Mir ist, als hätte man mir die Erinnerung genommen oder das Wichtigste aus dem Gehirn herausgeschnitten.«

»Es hängt mit Emily zusammen.«

»Entschuldige, Suko, aber das weiß ich selbst. Nur drängt sich eine Frage auf. Warum hat es gerade mich erwischt und nicht dich oder John? Warum mußte ich daran glauben?«

»Wenn ich das wüßte, ging es mir besser. Oder uns besser.«

»Demnach könnte es mit mir zusammenhängen.«

»Auch.«

»Was heißt auch?«

»Denk an Barry F. Bracht. Zwar ist er noch eine unbekannte Größe, aber ich kann mir vorstellen, daß ihm etwas ähnliches geschehen ist wie dir. Es ist nur ein Verdacht.«

»Klar, mehr kann man auch nicht haben. Die Beweise fehlen uns. Ach ja, Beweise. Was ist mir John? Wo steckt er?«

»Er wollte Emily besuchen.«

»Und?«

Auch Suko stand auf. »Ich kann dir nichts weiter sagen, er ist noch nicht zurück.«

»Dann sollten wir auch ins Haus gehen.« Sie schaute zum Himmel. »Das Gefühl sagt mir, daß sich der Tag allmählich vom Abend vertreten läßt. Die Luft wird noch dicker. Allmählich bin ich die Schwüle leid.«

»Wir können es nicht ändern. Viele Europäer haben sich einen Supersommer gewünscht. Jetzt müssen sie damit auch leben.«

»Am Strand schon, aber nicht in der Großstadt.« Shao drehte sich und lächelte Suko an. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, mir geht es ausgezeichnet. Mit dir an der Seite bin ich sicher, es zu schaffen. Alles klar?«

»Wir werden gewinnen.«

Shao gab keine Antwort. Zusammen mit Suko verließ sie den

Schatten unter der Baumkrone. Gesunken war die Sonne nicht, nur gewandert, und sie legte ihre Strahlen schräg über den Garten, so daß die Schatten schon sehr lang geworden waren.

Die Luft lag über dem Boden wie ein feuchter, dünner Film. Sie entdeckten, daß es eine Stelle gab, wo sich dieser durchlässige Film schon verdichtet hatte und aussah wie eine Nebelwolke. Es lag an dem kleinen Teich, dessen Oberfläche ihnen dunkel entgegenschimmerte. Um das Haus zu erreichen, mußten sie ihn passieren, und sie schauten gemeinsam nach rechts, aber in der Nähe des kleinen Gewässers regte sich nichts, abgesehen von tanzenden Mückenschwärmen.

Shao, die bisher normal gegangen war, sorgte durch eine plötzliche Langsamkeit ihrer Schritte bei Suko für eine Verunsicherung. Er blieb stehen und drehte sich nach ihr um.

»Was hast du?«

Shao gab keine Antwort. Statt dessen blickte sie sich um. »Ich kann es dir auch nicht sagen. Irgendwo fühlte ich mich stark verunsichert.«

»Wie macht es sich bemerkbar?«

Sie füllte ihre Lunge mit einem tiefen Atemzug. »Ich habe allmählich den Eindruck, daß sich in unserer Nähe etwas zusammenbraut. Daß gleich was passieren wird.«

»Was könnte das sein?«

»Das ist eben die Frage. Ich habe keine Ahnung, komme damit nicht zurecht. Es ist hier, aber ich weiß nicht, wo ich es suchen soll. Tut mir leid.«

»Emily…?«

»Das wird es wohl sein. Aber frage mich nicht nach irgendeiner Richtung, Suko. Ich empfinde auch keine Ströme aus einer bestimmten Richtung. Es ist einfach etwas da.«

»Ihr Geist…«

»So ähnlich.«

»Aber sie selbst ist im Haus!«

»Weißt du das genau?«

»Ich nehme es an, denn John ist bei ihr.«

Shao wiegte den Kopf. »In diesem Fall ist alles nicht so, wie es aussieht. Ich habe den Eindruck, als stünden wir vor einem der größten Rätsel, die uns bisher aufgegeben worden sind. Alles ist Magie, alles ist Täuschung. Was wir sehen, stimmt, aber wir können uns nicht darauf verlassen, ob es auch so ist.«

»Darüber denke ich anders.«

»Das kann ich mir gut vorstellen.«

Sie ging wieder einige Schritte und blieb stehen. »Du bist auch nicht so betroffen wie ich. Aber ich will nicht klagen, laß uns zum Haus gehen.«

Suko war froh, daß Shao so dachte.

Weit kamen sie allerdings nicht, denn bereits nach wenigen Schritten hatte Shao wieder diese andere Unruhe erfaßt. Beide befanden sich an einer Stelle im Garten, die ziemlich dunkel war, hier gab es mehr Licht als Schatten, und in diesem Gebiet malte sich der knorrige Stamm eines Baumes ab wie eine hellere Zeichnung. Am Boden und um den Stamm herum verteilt, lag das Laub noch vom letzten Jahr, als hätte sieh der Wind geweigert, es fortzuwehen.

Und im Laub, mit dem Rücken an dem Stamm, hatte jemand seinen Platz gefunden.

Ein junges Mädchen - Emily!

***

Kein Zweifel, sie war es, und durch Sukos Kopf schossen die Gedanken wie schmerzende Lichtblitze, während Shao neben ihm stand und heftig atmete.

Plötzlich war für sie wieder alles anders geworden. Eine verkehrte Welt hielt sie umklammert.

Nichts war mehr wie sonst. Alles hatte das Schicksal auf den Kopf gestellt.

Eigentlich hätte John bei dieser Person sein sollen, aber sie hielt sich im Freien auf, und John Sinclair…?

Wo steckte er?

Suko versuchte, die Umgebung des Baumes zu erforschen. Er hatte Pech, es war zu düster, und hinter dem Stamm bildete dorniges Gestrüpp eine Mauer.

Da würde sich John nicht aufhalten.

Aber Emily konnte ihnen sagen, wo sie ihn fanden. Suko wollte mit ihr sprechen, er beugte sich auch zu ihr hinab, als Shao ihn leicht anstieß. »Sei vorsichtig!«

»Warum?«

Sie ging etwas zurück. »Ich weiß es nicht genau, aber ich habe das Gefühl, das sich etwas zusammenbraut. Du mußt achtgeben, Suko. Mir kommt es beinahe so vor wie beim ersten Zusammentreffen. Das gleiche Gefühl ist da, wenn auch nicht so stark.«

Suko glaubte ihr. Die Folgen des Verhaltens waren ihm noch in frischer Erinnerung, und trotzdem reagierte Shao diesmal anders als bei ihrem ersten Zusammentreffen. Sie ging nicht weg, sie traf auch keinerlei Anstalten, zu verschwinden. Nur aus einer relativ sicheren Entfernung schaute sie Emily mißtrauisch an.

Sie wirkte wie eine Puppe, die etwas zu klein geraten war, als sie da auf dem Laubboden hockte.

Man hatte sie dahingesetzt und vergessen. Ihr war das Leben genommen worden, denn sie rührte nicht mal den kleinen Finger. Alles an ihr war starr.

»Alles ist ein Trugschluß, alles ist Täuschung. Was wir sehen, macht uns sicher, aber der wahre Kern liegt tiefer und kann nicht so leicht entdeckt werden. Er liegt im Unsichtbaren und ist auf den Feldern einer weiten Magie verborgen.«

Suko drehte den Kopf. »Was sagst du da?«

»Schon gut.« Shao streckte den Arm aus. »Du solltest dich um sie kümmern.«

»Wie meinst du das?«

»Wie schon…?«

Suko brauchte nur in ihre Augen zu schauen, um zu wissen, was mit ihr los war und was sie dachte.

Diese Mischung aus Kind und Erwachsenem war der große Minuspunkt in der Rechnung. Er verkörperte alles Schlechte, er war die Triebfeder des Negativen, und wenn alles klappen sollte, mußte er vernichtet werden. Das hatte Shao durch ihr Nicken ausdrücken wollen.

Suko konzentrierte sich auf Emily.

Es war einfach, die Beretta zu ziehen, auf den Kopf zu zielen und zu schießen. Obwohl es vielleicht richtig gewesen wäre, traute Suko es sich nicht zu. Er wollte es nicht, es wäre seinem Image nicht gerecht gewesen, und er suchte fieberhaft nach einer anderen Lösung.

Sie fiel ihm ein.

Wenn Emily von der Kraft des Bösen besessen war, dann würde sie einem Schlag mit der Dämonenpeitsche nicht widerstehen können. Aber sie hockte da, ohne sich zu rühren. Sie schien tot zu sein. Oder in einen Zustand tiefster Katatonie hineingeraten zu sein, so daß sie nichts mehr von ihrer Umwelt wahrnahm. So ähnlich war es auch Shao ergangen.

Suko zögerte. Er wollte zuerst einige Tests durchführen, bevor er sich zu einer bestimmten Handlung entschloß, und das bemerkte natürlich auch Shao.

»Es ist besser, wenn du nicht zu lange zögerst.«

»Ist das gefährlich?«

Shao hob die Schultern. »Ich weiß nicht, was sie ist, Suko. Ich kann dir nichts Genaues über sie sagen, aber sie ist eine Person, die wir mit normalen Maßstäben nicht messen können.«

»Ich werde versuchen, mit ihr zu reden.«

»Das ist deine Sache, aber sei bitte vorsichtig.«

»Natürlich.«

Emily saß auf dem Boden. Ihre kleinen Beine hatte sie ausgestreckt. Die Arme waren leicht angewinkelt, der rechte stärker als der linke. Sie trug ihre Jeans, die Turnschuhe und auch den violett schimmernden Pullover.

Alles war bei ihr normal, und Suko konzentrierte sich auf das

puppenhafte Gesicht.

Große Kulleraugen, die kleine Nase, dann der Mund. Nichts wies darauf hin, daß ein derartig starres Wesen gefährlich sein könnte, um plötzlich aus der Starre zu erwachen.

Suko war auf der Hut, als er sich bückte und ihr den Arm entgegenstreckte. Er wollte sie berühren und fühlen, ob die Haut warm oder kalt war. Ob sie noch reagierte, ob ihr Herz schlug.

Seine Finger glitten durch das Haar. Es fühlte sich etwas strohig an, überhaupt nicht weich oder seidig. Es war, als würde es zwischen den Hautfalten knistern.

»Emily…«

Sie bewegte sich nicht.

Sukos Hand rutschte etwas tiefer.

Zum erstenmal bekam er an der Stirn Kontakt mit ihrer Haut. War sie weich? War sie fest - kalt oder warm? Er konnte es nicht sagen, denn für ihn fühlte sich die Haut ungewöhnlich neutral an.

Wieder flüsterte er ihren Namen. Emily rührte sich nicht.

Und doch tat sich etwas, denn ihre Augen veränderten sich. Die Pupillen verschwanden, eine Leere erschien in ihnen, die sogar schon einen Ausdruck »besaß«, so paradox es sich anhörte.

Suko sah es, aber nicht früh genug.

Er hörte ein böses Lachen. Und dann griff Emily zu.

Blitzschnell umklammerte ihre Hand Sukos Hals, und kleine, krumme Finger bohrten sich wie Messer in die Haut…

ENDE des ersten Teils